



Leseprobe

Marian Keyes
Wassermelone
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,99 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 13. Mai 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

ZUM BUCH

So hat sich Claire ihr zukünftiges Familienleben nicht vorgestellt! Kaum kommt sie mit ihrer neugeborenen Tochter aus dem Kreißsaal, eröffnet Ehemann James ihr, dass er sie verlassen werde – er hat sich in eine verheiratete Nachbarin verliebt! Claire ist am Boden zerstört und noch erschöpft von der Geburt, sieht, wie sie findet, aus wie eine Wassermelone in Stiefeln und hat noch nicht einmal einen Namen für das Kind. Wie soll es nun weitergehen? Verzweifelt flieht Claire zu ihrer lebenswert-chaotischen Familie nach Dublin. Versorgt von Vater und Mutter und genervt von den Schwestern legt sie zunächst ein wochenlanges Heulfasten ein. Doch ganz langsam öffnet sie sich wieder für das Leben. Und auch für die Liebe ...

ZUR AUTORIN

Marian Keyes wurde 1963 als ältestes von fünf Kindern in Limerick geboren. Sie wuchs in Dublin auf, wo sie auch Jura studierte. 1986 siedelte sie nach London über und hielt sich anschließend mit Gelegenheitsjobs über Wasser. 1993 begann sie zu schreiben. Sie schickte erste Geschichten an einen Verlag und behauptete, ein Roman sei auch in Arbeit. Als sich der Verlag daran interessiert zeigte, musste sie ihn tatsächlich schreiben – so entstand *Wassermelone*. *Wassermelone* wurde ebenso wie alle folgenden Romane von Marian Keyes ein internationaler Bestseller. Marian Keyes lebt heute mit ihrem Ehemann in Dún Laoghaire, Dublin.

Ein ausführliches Werkverzeichnis befindet sich am Ende dieses Buchs.

Marian
Keyes

Wassermelone

ROMAN

Aus dem Englischen
von K. Schatzhauser

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

FÜR MUM UND DAD

Vorwort

Der 15. Februar ist für mich ein ganz besonderer Tag. An diesem Tag habe ich nicht nur mein erstes Kind zur Welt gebracht, es ist auch der Tag, an dem mich mein Mann verlassen hat. Da er bei der Geburt dabei war, nehme ich an, dass zwischen den beiden Ereignissen irgendein Zusammenhang besteht.

Ich wusste gleich: Ich hätte mich auf mein Gefühl verlassen sollen. Ich war eine Anhängerin der klassischen – man könnte auch sagen, der überlieferten – Rolle, die bei der Geburt eines Kindes für Väter vorgesehen ist. Auf keinen Fall haben sie Zutritt zum Kreißaal. Man verbanne sie mit vierzig Zigaretten und einem Feuerzeug auf den Krankenhausflur und lasse sie dort auf und ab marschieren, das heißt, wenn sie an dessen Ende angekommen sind, sollen sie sich umdrehen und an ihren Ausgangspunkt zurückkehren. Bei Bedarf ist das Ganze zu wiederholen.

Alle Unterhaltungen sind knapp zu halten. Lediglich mit anderen künftigen Vätern, die neben ihnen auf und ab gehen, dürfen sie einige Worte wechseln.

»Mein erstes« (schiefes Lächeln).

»Glückwunsch ... mein drittes« (trübseliges Lächeln).

»Gut gemacht« (gezwungenes Lächeln). *Will er damit durchblicken lassen, dass er männlicher ist als ich?*

In dieser Zeit liegen die Gefühle ziemlich blank.

Von mir aus kann man es den Männern auch erlauben, sich auf jeden Arzt zu stürzen, der erschöpft und bis zu den Ellbogen voll Blut aus dem Kreißaal kommt, und ihm zuzukeuchen: »Gibt's was Neues???« Darauf könnte der Arzt antworten: »Großer Gott, Mann, nein! Der Muttermund ist ja erst drei Zentimeter weit geöffnet.« Daraufhin wird der Mann wissend nicken, obwohl er lediglich begriffen hat, dass er noch eine ganze Weile wird auf und ab gehen müssen.

Er darf auch gequält das Gesicht verziehen, wenn er von

drinnen die Schmerzenslaute seines geliebten Weibes hört. Erst nachdem alles vorbei ist, wenn Mutter und Kind frisch gewaschen sind und die Mutter erschöpft, aber glücklich in einem sauberen Nachthemd auf dem spitzenbesetzten Kissen ruht und das vollkommene Kind an ihrer Brust nuckelt, erst dann dürfte man den Vater einlassen.

Aber nein, ich hatte dem Druck anderer Frauen nachgegeben und mich überreden lassen, den neumodischen Kram mitzumachen – war allerdings von Anfang an voller Zweifel gewesen. Schließlich sähe ich es ja auch nicht gern, wenn irgendwelche Freunde und Verwandte dabei wären, während man mir – beispielsweise – den Blinddarm herausnimmt. Erniedrigend! In einem solchen Fall ist man grundsätzlich im Nachteil. All diese fremden Leute bekommen Stellen des eigenen Körpers zu sehen, die man selbst nicht mal im Spiegel gesehen hat. Ebensovienig wie ich das Aussehen meines Dickdarms kannte, wusste ich, wie mein Gebärmutterhals aussah, und ich wollte es auch nicht wissen. Aber das halbe Personal im Sankt-Michaels-Krankenhaus wusste es.

Ich fand mich im Nachteil und hatte den Eindruck, dass ich irgendwie zu kurz kam. Ich sah einfach nicht sehr vorteilhaft aus. Wie gesagt, eine erniedrigende Angelegenheit.

Ich hatte im Fernsehen genug äußerst männlich wirkende Fernfahrer gesehen, die eine Träne im Auge zerdrückten, kaum ein Wort herausbrachten und mit belegter Stimme zu erklären versuchten, was für Emo... Emoti... Gefühle sie dabei hatten, als sie der Geburt ihres Kindes beiwohnten. Auch hatte ich Geschichten von biertrinkenden schottischen Rugbyspielern gehört, die die ganze Mannschaft eingeladen hatten, sich das Video von der Geburt ihres Kindes anzusehen. Da fragt man sich doch nach den Motiven.

Jedenfalls hatten James und ich uns in die Sache hineingesteigert und beschlossen, dass er dabei sein sollte.

Das ist die Vorgeschichte, jetzt wissen Sie, wie es kam, dass er bei der Geburt dabei war. Die Geschichte, warum und wie er mich verließ, ist ein bisschen länger.

Es tut mir leid, vermutlich halten Sie mich jetzt für sehr unhöflich. Kaum sind wir einander vorgestellt, und schon schildere ich Ihnen all das Entsetzliche, was mir widerfahren ist.

Ich will jetzt ganz schnell das Wichtigste über mich sagen und Einzelheiten, wie beispielsweise meinen ersten Schultag, auf später verschieben, vorausgesetzt, uns bleibt Zeit dafür.

Mal sehen. Was müssen Sie wissen? Nun, ich heiße Claire, bin neunundzwanzig und habe, wie bereits erwähnt, vor zwei Tagen mein erstes Kind zur Welt gebracht (ein Mädchen, 3 290 Gramm, wunderschön). Mein Mann (habe ich schon gesagt, dass er James heißt?) hat mir vor etwa vierundzwanzig Stunden mitgeteilt, dass er seit einem halben Jahr etwas mit einer anderen hat und zwar – man bedenke – nicht etwa mit seiner Sekretärin oder irgendeinem bezaubernden Geschöpf aus dem Büro, sondern mit einer verheirateten Frau, die zwei Stockwerke unter uns wohnt. Wenn das nicht *spießig* ist! Er betrügt mich nicht nur mit ihr, er möchte sich auch scheiden lassen.

Tut mir leid, wenn das sarkastisch klingt. Ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht. Bestimmt dauert es nicht mehr lange, und ich muss wieder heulen. Vermutlich stehe ich nach wie vor unter Schock. Sie heißt Denise, und ich kenne sie ziemlich gut – nicht so gut wie James natürlich. Das Schreckliche ist, dass ich sie immer recht nett fand.

Sie ist fünfunddreißig (fragen Sie mich nicht, woher ich das weiß, ich weiß es einfach. Und auf die Gefahr hin, dass es so aussehen könnte, als hingen mir die Trauben zu hoch und ich damit Ihre Sympathien verliere, sage ich, dass sie auch wie fünfunddreißig aussieht). Sie hat drei Kinder und einen netten Mann (von meinem einmal abgesehen). Offenbar ist sie aus ihrer Wohnung ausgezogen und James aus seiner (oder unserer), und sie sind zusammengezogen, niemand weiß, wo.

Sollte man das für möglich halten?! Das reinste Rührstück! Zwar ist ihr Mann Italiener, aber ich glaube nicht, dass er die beiden umbringen wird. Er ist Kellner und kein Handlanger der Mafia, was soll er also machen? Die beiden mit schwarzem Pfeffer um die Ecke bringen? So lange vor ihnen dienen, bis sie im Koma liegen? Sie mit dem Servierwagen überfahren?

Schon wieder könnte man sagen, ich sei sarkastisch. Das ist aber nicht so. Todunglücklich bin ich. Es ist die reinste Katastrophe. Ich weiß nicht einmal, wie ich meine Kleine nennen soll. James und ich hatten über verschiedene Namen gesprochen – im Rückblick muss ich sagen, *ich* hatte darüber gesprochen, und er hatte so getan, als habe er zugehört –, uns aber noch nicht entschieden. Jetzt scheint mir die Fähigkeit zu eigenen Entschlüssen abhandengekommen zu sein. Ich weiß, das ist ziemlich kläglich, aber so ist das, wenn man verheiratet ist. Mit einem Schlag ist jegliches Gefühl für Selbstbestimmung beim Teufel!

Ich war nicht immer so. Früher hatte ich einen ausgeprägten Willen und war voller unbändigem Unabhängigkeitsstreben. Aber all das scheint ziemlich lange her zu sein.

Ich war mit James fünf Jahre zusammen, und seit drei Jahren sind wir verheiratet. Großer Gott, und ich liebe diesen Mann.

Auch wenn wir keinen besonders günstigen Start erwischten, sind wir doch rasch dem Zauber verfallen. Wir waren uns darüber einig, dass wir uns etwa eine Viertelstunde nach unserem Kennenlernen ineinander verliebt haben. Verliebt geblieben sind wir bis auf den heutigen Tag – jedenfalls bin ich es.

Lange war ich überzeugt, ich würde nie einen Mann kennenlernen, der bereit wäre, mich zu heiraten. Vielleicht sollte ich das etwas genauer ausführen.

Ich war überzeugt, keinen *netten* Mann kennenzulernen, der bereit wäre, mich zu heiraten. Zweifellos gab es einen ganzen Haufen verrückter Kerle, die das wollten, aber ich wollte

einen netten Mann, ein bisschen älter als ich, mit einem anständigen Beruf, der gut aussah, lustig und liebenswürdig war. Sie wissen schon – einen, der mich nicht schief ansah, wenn ich sagte, dass ich mir im Fernsehen gern Serien ansah, und nicht etwa einen, der mich zum Abendessen bei McDonald's auszuführen versprach, sobald er die Mittlere Reife hatte, oder der sich entschuldigte, weil er mir kein Geburtstagsgeschenk besorgen konnte, weil sich seine Frau, von der er getrennt lebte, durch richterliche Anordnung sein Gehalt hatte überschreiben lassen. Ich wollte auch keinen, bei dem ich mir altmodisch und gehemmt vorkam, weil ich wütend wurde, wenn er mir erklärte, dass er mit seiner Exfreundin geschlafen hatte, nachdem er tags zuvor mit mir im Bett war (mein Gott, ihr früheren Klosterschülerinnen seid aber auch so was von *verklemmt*), keinen, bei dem ich das Gefühl hatte, ich wäre geistig unterbelichtet, weil ich den Unterschied zwischen Piat d'Or und Zinfandel nicht kenne (was auch immer das sein mag!).

James behandelte mich überhaupt nicht auf diese unangenehme Weise. Fast zu schön, um wahr zu sein. Er mochte mich. Er mochte fast alles an mir.

Als wir uns kennenlernten, lebten wir beide in London. Ich war Kellnerin (davon später mehr) und er Steuerberater.

Von allen Restaurants mit texanisch-mexikanischer Küche in allen Städten der Welt musste er ausgerechnet in das geraten, in dem ich arbeitete. Ich war keine *richtige* Kellnerin, sondern hatte einen Abschluss in Englisch. Aber gerade damals lehnte ich mich gegen die bürgerliche Gesellschaft auf, ziemlich spät mit meinen dreiundzwanzig Jahren. Mir gefiel die Vorstellung, meine recht ordentlich bezahlte Dauerstellung mit Pensionsanspruch in Dublin aufzugeben und ins gottlose London zu ziehen, um dort ein freies und ungebundenes Studentenleben zu führen.

Eigentlich hätte ich das machen sollen, als ich eine freie und ungebundene Studentin *war*. Aber damals hatte ich alle Hände voll damit zu tun, in den Semesterferien an verschiedenen

Arbeitsplätzen praktische Erfahrungen zu sammeln, und so musste meine Ungebundenheit eben warten, bis ich reif dafür war. Auch Spontaneität braucht ihren Ort und ihre Zeit.

Jedenfalls war es mir gelungen, als Kellnerin in diesem unwahrscheinlich schicken Londoner Restaurant voll lauter Musik, Videobildschirmen und kleiner Berühmtheiten unterzukommen. Ehrlich gesagt fanden sich mehr kleine Berühmtheiten unter dem Personal als unter den Gästen, denn es bestand größtenteils aus arbeitslosen Schauspielerinnen, Models und dergleichen.

Ich werde nie verstehen, wieso man mich dort genommen hatte. Vielleicht wollte man eine Alibi-Normalkellnerin haben. Immerhin war ich die Einzige, die kleiner war als zwei vierzig und mehr wog als fünfunddreißig Kilo. Zwar taugte ich nicht zum Model, aber ich habe einen gewissen, sagen wir, natürlichen Charme. Sie wissen schon: kurzes, glänzendes brünettes Haar, blaue Augen, Sommersprossen, ein breites Lächeln, so in der Art.

Außerdem war ich so naiv und weltunerfahren, dass ich nie merkte, wenn ich bekannten Größen von Bühne und Fernsehen von Angesicht zu Make-up-Angesicht gegenüberstand. Mehr als einmal hatte mich eine Kollegin, wenn ich an einem Tisch bediente (ich verwende den Begriff im weitesten Sinne des Wortes), so in die Rippen geboxt, dass einem bedauernswerten Gast kochend heiße Barbecue-Soße über die Lenden schwappte, um mir zuzuzischeln: »Ist das nicht der Wie-heit-er-noch-gleich aus der und der Musikgruppe?«

Darauf hatte ich vielleicht geantwortet: »Welcher? Der im Lederanzug?« (Man muss bedenken, das waren die achtziger Jahre.)

»Nein«, zischelte sie zurück. »Der mit den blonden Rastalocken und dem Chanel-Lippenstift. Ist das nicht ihr Lead-Sänger?«

»Ach ja?«, hatte ich dann gestammelt und war mir unweisend und hinterwäldlerisch vorgekommen, weil ich nicht wusste, wer dieser Mensch war.

Jedenfalls machte mir meine Arbeit dort Spaß. Sie ließ mir einen Schauer durch das Mittelschichtmark meiner bürgerlichen Knochen laufen. Ich fand es dekadent und erregend, Tag für Tag um ein Uhr mittags aufzuwachen, von sechs bis Mitternacht zu arbeiten und mich anschließend mit den Männern hinter der Bar und den Aushilfskellnern volllaufen zu lassen.

Unterdessen vergoss meine Mutter daheim in Irland bittere Tränen beim Gedanken daran, dass ihre akademisch gebildete Tochter Popmusikern Hamburger auf den Tisch stellte. Es waren nicht einmal berühmte Popmusiker, was das Ganze noch schlimmer machte.

An dem Abend, an dem ich James kennenlernte, arbeitete ich seit etwa einem halben Jahr da. Freitags kamen üblicherweise die Nadelstreifentypen. So nannten wir die jungen Angestellten, die wie am Jüngsten Tag die Toten ihren Gräbern den Londoner Büros entquollen, um ins Wochenende zu gehen. Ganze Scharen bleicher, pickeliger junger Männer in billigen Anzügen stürmten mit weit aufgerissenen Augen unserer Lokal, weil sie – in beliebiger Reihenfolge – Berühmtheiten sehen und sich betrinken wollten.

Wir Kellnerinnen pflegten dazustehen und verächtlich auf diese Gästeschar hinabzublicken, angesichts ihrer Anzüge, Frisur und so weiter ungläubig und mitleidvoll den Kopf zu schütteln und sie während der ersten Viertelstunde betont nicht zur Kenntnis zu nehmen. Mit klirrenden Ohringen und Armreifen liefen wir an ihnen vorbei und hatten ganz offensichtlich weit Wichtigeres zu tun, als uns um ihre lächerlichen Bedürfnisse zu kümmern. Wenn sie schließlich vor Verzweiflung und Hunger den Tränen nahe waren, traten wir breit lächelnd an den Tisch, Schreibblock und Stift in der Hand. »n Abend, die Herren, möchten Sie etwas trinken?«

Dann waren sie richtig *dankbar*, und anschließend war es völlig unerheblich, ob wir ihnen die falschen Getränke brachten oder sie ewig auf ihr Essen warten ließen. Sie gaben uns

trotz allem ein üppiges Trinkgeld, weil sie glücklich waren, dass wir sie mit unserer Aufmerksamkeit beehrt hatten.

Unser Wahlspruch lautete: »Nicht nur hat der Gast grundsätzlich unrecht, höchstwahrscheinlich ist er obendrein auch äußerst schlecht gekleidet.«

Am fraglichen Freitagabend saßen James und drei seiner Kollegen in meinem Revier, und ich kümmerte mich auf die gewohnte verantwortungslose und schludrige Weise um sie. Das heißt, ich nahm praktisch keine Notiz von ihnen, hörte kaum hin, als ich ihre Bestellung aufnahm, und vermied jeden Blickkontakt. Andernfalls wäre mir womöglich aufgefallen, dass einer von ihnen (jajawohl, natürlich James) mit seinen schwarzen Haaren, grünen Augen und knapp eins achtzig sehr gut aussah. Ich hätte durch den Anzug die Seele des Mannes erkennen müssen. Oberflächlichkeit, dein Name ist Claire.

Aber ich wollte im Hinterzimmer bei den anderen Kellerinnen sein, Bier trinken, rauchen und mit ihnen über Sex reden. Gäste waren da nichts als eine lästige Störung.

»Kann ich mein Steak nur ganz wenig durchgebraten haben?«, fragte einer von ihnen.

»Hm«, sagte ich unverbindlich. Ich war noch weniger interessiert als gewöhnlich, weil ich auf dem Tisch ein Buch gesehen hatte. Ein wirklich gutes, ich hatte es selbst gelesen.

Ich las gern, und ich mochte Männer, die Bücher lasen. Mir gefielen Männer, die den Unterschied zwischen Existenzialismus und Magischem Realismus kannten. Schließlich hatte ich die letzten sechs Monate mit Leuten zusammengearbeitet, die mit Mühe und Not imstande waren, die Zeitschrift der Bühnengewerkschaft zu lesen (wobei sie halblaut mitbuchstabierten). Mit einem Mal wurde mir klar, wie sehr mir eine gelegentliche intelligente Unterhaltung fehlte, und es gab mir einen Stich.

Bei einem Gespräch über den modernen amerikanischen Roman konnte ich mit jedem mithalten. Sag mir was über Hunter S. Thompson, und ich sag dir was über Jay McInerney.

Plötzlich waren die Leute an diesem Tisch nicht mehr lässig, sondern gewannen eine Art Identität.

»Wem gehört das Buch?«, fragte ich unvermittelt und hörte auf, die Bestellungen aufzunehmen. (*Es ist mir egal, wie Sie Ihr Steak haben wollen.*)

Die vier am Tisch zuckten zusammen. Ich hatte das Wort an sie gerichtet! Ich hatte sie fast wie Menschen behandelt!

»Mir«, sagte James, und als sich der Blick meiner blauen Augen mit dem seiner grünen über seinem Mango-Daiquiri kreuzte (bestellt hatte er ein großes Bier), war es um uns geschehen, der Zauberstaub hatte uns berührt. In diesem Moment geschah etwas Wunderbares. Vom ersten Augenblick an, da wir einander angesehen hatten, war uns klar, dass wir einem besonderen Menschen begegnet waren, auch wenn der eine sonst fast nichts über den anderen wusste. (Außer dass wir die gleichen Bücher mochten und einander gern ansahen.)

Ich habe immer gesagt, dass wir uns an Ort und Stelle ineinander verliebt haben. Er hat nichts dergleichen gesagt; wohl aber hat er mich als hoffnungslos romantisch bezeichnet und erklärt, er habe mindestens eine halbe Minute länger gebraucht, sich in mich zu verlieben. Diesen Streit werden die Historiker austragen.

Als Erstes musste ich dafür sorgen, dass er merkte, auch ich hatte das Buch gelesen. Da ich dort als Kellnerin arbeitete, hielt er mich vermutlich für irgendein dämliches Model oder eine dämliche Sängerin – ungefähr so, wie ich ihn als eine Art Untermensch eingestuft hatte, weil er im Büro arbeitete. Geschah mir ganz recht.

»Haben Sie das gelesen?«, fragte er, offenkundig überrascht, wobei im Ton seiner Stimme die Frage mitschwang: »Können Sie überhaupt lesen?«

»Ja, ich habe alle seine Bücher gelesen«, erklärte ich.

»Tatsächlich?«, fragte er, lehnte sich nachdenklich gegen die Stuhllehne und hob interessiert den Blick zu mir. Eine Locke seines seidigen schwarzen Haares war ihm in die Stirn gefallen.

»Ja«, brachte ich heraus. Ich spürte, wie mir vor Fleischelust fast ein wenig schlecht wurde.

»Die Verfolgungsjagden im Auto sind gut, was?«, sagte er. Dazu muss ich erklären, dass in keinem dieser Bücher irgendwelche Verfolgungsjagden mit Autos vorkommen. Es handelt sich um ernsthafte Literatur, in der es um Leben, Tod und dergleichen geht.

Gott im Himmel!, dachte ich beunruhigt. *Er sieht gut aus, ist intelligent und obendrein witzig. Ob ich das verkraffe?*

Dann lächelte er mir zu. Ein sich langsam ausbreitendes erotisches Lächeln, ein wissendes Lächeln, das im völligen Widerspruch zu seinem Nadelstreifenanzug stand, und ich schwöre, meine Innereien verwandelten sich in eine Masse, die warmem Speiseeis ähnelte. Sie wissen schon, es kitzelte heiß und kalt zugleich und fühlte sich an ... nun ... als würden sie jeden Augenblick zerlaufen oder so was.

Noch Jahre später, lange nachdem sich der erste Zauber gelegt hatte und die meisten unserer Gespräche um Versicherungspolizen, Weichspüler und Hausschwamm kreisten, brauchte ich mich nur an jenes Lächeln zu erinnern, und sofort kam es mir wieder vor, als hätte ich mich gerade frisch verliebt.

Wir redeten noch ein wenig miteinander. Nur ein paar Worte. Aber sie genügten zu sehen, dass er nett, klug und witzig war.

Er bat mich um meine Telefonnummer. Ich gab sie ihm, obwohl die Kündigung drohte, wenn das bekannt wurde.

Als er an jenem Abend das Restaurant mit seinen drei Kumpels verließ, ein Durcheinander aus Aktentaschen, Regenschirmen, zusammengerollten *Financial Times* und dunklen Anzügen, lächelte er mir zum Abschied zu. Da wusste ich (nun, hinterher lässt sich das leicht sagen, es ist kein Kunststück, die Zukunft vorauszusagen, wenn sie schon eingetreten ist), dass ich meinem Schicksal begegnet war. Meiner Zukunft.

Nach ein paar Minuten war er wieder da. »Entschuldigung«, sagte er breit grinsend. »Wie heißen Sie?«

Als meine Kolleginnen merkten, dass mich einer von diesen Clowns in Nadelstreifen um meine Telefonnummer gebeten und, schlimmer noch, ich sie ihm gegeben hatte, behandelten sie mich wie eine Aussätzige. Es dauerte ziemlich lange, bis sie mich wieder zum Kokainschnupfen einluden, das kann ich Ihnen sagen. Aber das war mir egal, denn ich war James mit Haut und Haar verfallen.

Trotz all meines Geredes von Unabhängigkeit war ich in tiefster Seele sehr romantisch. Trotz all meines Geredes von Aufbegehren war ich so bürgerlich, wie das nur möglich ist.

Schon von unserer ersten Verabredung an war die Sache herrlich. Romantisch, wunderschön.

Tut mir wirklich leid, aber ich werde jetzt eine ganze Reihe von Klischees ausbreiten. Ich sehe keine andere Möglichkeit.

Es ist mir richtig peinlich zu sagen, dass ich wie auf Wolken ging. Noch mehr tut mir leid, behaupten zu müssen, dass es mir vorkam, als hätte ich ihn schon mein ganzes Leben lang gekannt. Noch schlimmer mache ich die Sache sicher mit der Erklärung, dass ich das Gefühl hatte, noch nie habe mich jemand so verstanden wie er. Da ich nun ohnehin schon vollkommen unglaubwürdig bin, kann ich ebensogut hinzufügen, ich hätte es nie für möglich gehalten, dass man so glücklich sein kann. Um die Sache nicht auf die Spitze zu treiben, verneife ich mir die Aussage, dass er mir das Gefühl der Geborgenheit gab und ich mir mit einem Mal klug, liebreizend und verlockend vorkam. (Es tut mir wirklich leid, aber das eine noch: Ich hatte die Empfindung, meiner anderen Hälfte begegnet und jetzt erst vollständig zu sein. Vielleicht sollte ich aber noch schnell sagen, dass er großartig im Bett und sehr lustig war. Das ist jetzt aber wirklich *alles*. Ehrenwort.)

Als wir miteinander ausgingen, hatte ich anfangs fast jeden Abend Dienst, sodass ich ihn erst nach Feierabend treffen konnte. Aber er wartete auf mich, und wenn ich dann erschöpft aus dem Lokal kam, weil ich den Londonern (genauer gesagt den Leuten aus Hamburg oder Pennsylvania)

stundenlang verkohltes Grillfleisch serviert hatte, wusch er mir die schmerzenden Füße – ich kann es bis auf den heutigen Tag nicht glauben – und massierte sie mit Pfefferminz-Fußlotion aus dem Body Shop. Dabei war es nach Mitternacht, und er musste am nächsten Morgen um acht wieder im Büro sein, wo er Leuten dabei half, ihre Steuererklärung zu frisieren, oder was auch immer Steuerberater so tun. Fünf Nächte die Woche kümmerte er sich um mich. Außerdem hielt er mich über Fernsehserien auf dem Laufenden oder holte an der Tankstelle Zigaretten, wenn ich keine mehr hatte. Oder er erzählte mir lustige kleine Geschichten von seiner Arbeit. Ich weiß, es fällt schwer zu glauben, dass Geschichten aus dem Alltag eines Steuerberaters lustig sein können, aber er brachte das Kunststück fertig.

Wegen meiner Arbeit konnten wir samstagsabends nie ausgehen, und er hat sich nicht darüber beklagt. Merkwürdig, was? Das dachte ich auch.

Außerdem half er mir, mein Trinkgeld zu zählen, und beriet mich, wie ich es anlegen sollte. Zum Beispiel in Staatsanleihen und dergleichen. Gewöhnlich kaufte ich mir Schuhe dafür.

Kurz danach widerfuhr mir das große Glück, entlassen zu werden. Der Anlass war ein dummes Missverständnis, bei dem es um mich, mehrere Flaschen Importbier und darum ging, dass einem absolut unvernünftigen Gast, der keine Spur Humor hatte, ein Teller voll Essen auf dem Schoß gelandet war. Ich glaube, dass seine Narben inzwischen so gut wie verheilt sind.

Daraufhin gelang es mir, eine andere Anstellung mit angenehmeren Arbeitszeiten zu bekommen, und unsere Romanze ging mit einem herkömmlicheren Stundenplan weiter.

Nach einer Weile sind wir dann zusammengezogen, und noch eine Weile später haben wir geheiratet. Ein paar Jahre später beschlossen wir, uns ein Kind zuzulegen, und da meine Eierstöcke mitzuspielen schienen, seine Spermatozoen keinen Protest einlegten und meine Gebärmutter keine Ein-

wände erhob, wurde ich schwanger und brachte ein kleines Mädchen zur Welt.

Das ist die Stelle, an der Sie dazugestoßen sind.

Ich denke, wir sind jetzt so ziemlich auf dem Laufenden.

Wenn Sie hier eine blutrünstige Beschreibung der Geburt erwartet oder erhofft hatten, mit gynäkologischen Beinstützen, Geburtszange, qualvollem Stöhnen und geschmacklosen Vergleichen wie dem konfrontiert zu werden, dass es der Gebärenden vorkommt, als stieße sie einen Halbzentnersack Kartoffeln aus, muss ich Sie leider enttäuschen.

(Na schön, einfach um Ihnen eine Freude zu machen: Stellen Sie sich Ihre schlimmsten Periodenschmerzen vor, multiplizieren Sie sie mit sieben Millionen, und stellen Sie sich weiter vor, sie dauerten vierundzwanzig Stunden – dann haben Sie eine ungefähre Vorstellung davon, wie es bei den Wehen zugeht.)

Ja, es war angsteinflößend, schmutzig, erniedrigend und ziemlich schmerzhaft. Es war aber auch aufregend, begeistert und herrlich. Doch für mich war am wichtigsten, dass es vorbei war. Zwar konnte ich mich mehr oder weniger an die Schmerzen erinnern, aber sie taten mir nichts mehr. Aber als James ging, merkte ich, dass ich lieber hundertmal die Wehen ertragen würde, als noch ein einziges Mal die Qualen, die ich bei seinem Verlust empfand.

Jetzt soll berichtet werden, wie er mir seinen bevorstehenden Fortgang mitteilte. Nachdem ich mein Töchterchen zum ersten Mal in den Armen gehalten hatte, brachten die Schwestern sie auf die Säuglingsstation und mich auf die Wöchnerinnenstation, wo ich eine Weile schlief. Als ich wach wurde, stand James an meinem Bett und sah auf mich herab. Seine Augen wirkten in seinem bleichen Gesicht sehr grün. Schläfrig und siegesgewiss lächelte ich ihm zu. »Hallo, Liebling.«

»Hallo, Claire«, sagte er kühl und höflich.

Dummerweise glaubte ich, diese Ernsthaftigkeit hänge mit

seiner Achtung vor mir zusammen. (Seht, meine Frau! Sie hat heute ein Kind geboren, sie schenkt Leben – so in etwa.)

Er setzte sich auf den Rand des harten Krankenhausstuhls und sah dabei aus, als wolle er jede Sekunde aufspringen und davonlaufen. Was ja auch der Fall war.

»Hast du dir deine Tochter schon angesehen?«, fragte ich ihn verträumt. »Sie ist wunderschön.«

»Noch nicht«, sagte er knapp. »Claire, ich gehe«, sagte er unvermittelt.

»Warum?«, fragte ich und kuschelte mich wieder in die Kissen. »Du bist doch gerade erst gekommen.« (Ja, ich weiß, ich kann es selbst nicht glauben, dass ich das sagte. Wer schreibt eigentlich meinen Text?)

»Claire, hör mir zu«, sagte er, wobei er ein bisschen lebhafter wurde. »Ich verlasse dich.«

»Was?«, sagte ich gedehnt und betont. Ich war augenblicklich hellwach.

»Weißt du, es tut mir wirklich leid, aber ich hab eine andere kennengelernt und will mit ihr leben. Das mit der Kleinen und dass ich dich jetzt so im Stich lasse, tut mir natürlich leid, aber ich kann nicht anders«, stieß er hervor. Er war weiß wie ein Laken und sah gequält drein.

»Was willst du damit sagen, dass du ›eine andere kennengelernt hast?«, fragte ich verwirrt.

»Ich meine ... nun ..., ich hab mich in eine andere verliebt«, sagte er mit unglücklichem Gesicht.

»Soll das heißen eine andere Frau, oder was?« Ich kam mir vor wie jemand, dem man einen Kricketschläger auf den Kopf geschlagen hatte.

»Ja«, sagte er, zweifellos erleichtert, dass ich die Situation im Großen und Ganzen erfasst hatte.

»Und du *verlässt* mich also?«, fragte ich ihn ungläubig.

»Ja«, sagte er. Um meinem Blick auszuweichen, sah er dabei auf seine Schuhspitzen, zur Decke und auf meine Limonadenflasche.

»Du liebst mich also nicht mehr?«, fragte ich schließlich.

»Ich weiß nicht. Ich glaube nicht«, gab er zur Antwort.

»Und was ist mit der Kleinen?«, fragte ich benommen. Er konnte mich unmöglich verlassen, schon gar nicht jetzt, wo wir ein gemeinsames Kind hatten. »Du musst dich um uns beide kümmern.«

»Es tut mir leid, aber das kann ich nicht«, sagte er. »Ich werde dafür sorgen, dass die finanzielle Seite geregelt wird. Auch wegen der Wohnung, der Hypothek und allem werden wir eine Lösung finden, aber ich muss gehen.«

Ich konnte nicht glauben, dass wir dieses Gespräch führten. Wovon zum Teufel redete er? Was sollte der Blödsinn mit Wohnung, Geld, Hypothek und dem ganzen Kram? Üblicherweise hätten wir uns jetzt mit der Kleinen beschäftigen und uns freundschaftlich darüber streiten müssen, welchen Großeltern sie ähnlicher sah. Aber James, *mein* James, sprach davon, mich zu verlassen. Wer ist hier zuständig? Ich möchte mich über mein Leben beschweren. Ich hatte ausdrücklich ein glückliches Leben mit einem liebenden Mann bestellt, passend zu meinem neugeborenen Kind. Wieso drückte man mir jetzt statt dessen diese minderwertige Karikatur auf?

»Großer Gott, Claire«, sagte er. »Es fällt mir wirklich nicht leicht, dich so im Stich zu lassen. Aber wenn ich jetzt mit dir und dem Kind nach Hause gehe, komme ich nie von euch los.«

Das sollst du ja auch gar nicht, dachte ich verwirrt.

»Ich weiß, dass es keinen passenden Zeitpunkt gibt, dir so was zu sagen. Als du schwanger warst, ging es nicht, weil du sonst vielleicht das Kind verloren hättest. Also muss ich es jetzt sagen.«

»James«, sagte ich schwach. »Das ist alles vollkommen verrückt.«

»Ich weiß«, stimmte er zu. »Du hast in den letzten vierundzwanzig Stunden viel durchgemacht.«

»Warum warst du bei der Geburt dabei, wenn du mich von vornherein im Stich lassen wolltest, kaum dass es vorüber ist?«, fragte ich ihn und fasste seinen Arm, damit er mich ansah.

»Weil ich es versprochen hatte«, sagte er und schüttelte meine Hand ab. Wie ein geprügelter Schuljunge sah er beiseite.

»Weil du es versprochen hattest?«, fragte ich und versuchte zu verstehen, was das Ganze sollte. »Aber du hast mir viel versprochen. Beispielsweise mich zu lieben und zu achten, bis dass der Tod uns scheidet.«

»Das Versprechen kann ich nicht halten«, murmelte er. »Tut mir wirklich leid.«

»Und wie soll es weitergehen?«, fragte ich benommen. Keine Sekunde akzeptierte ich auch nur ein Wort von dem, was er sagte. Aber die Musik spielt auch dann weiter, wenn niemand auf der Tanzfläche ist. Zwischen mir und James lief etwas ab, was ein unbeteiligter außenstehender Beobachter als Unterhaltung ansehen mochte. Aber es war keine, denn ich meinte kein Wort von dem, was ich sagte, und akzeptierte nichts von dem, was er sagte. Als ich ihn fragte, wie es weitergehen würde, brauchte ich keine Antwort. Ich *wusste*, wie es weitergehen würde. Er würde mit mir und dem Kind nach Hause kommen, und damit wäre Schluss mit diesem Unsinn.

Ich war überzeugt, dass er merken würde, wie absurd es war, auch nur an eine Trennung zu denken, wenn ich es nur schaffte, dass er bei mir blieb, und ihn dazu brachte weiterzureden.

Er stand auf. Er war zu weit entfernt, als dass ich nach ihm hätte greifen können. Er trug einen schwarzen Anzug (wir hatten früher oft darüber gescherzt, dass er ihn trug, wenn er bei Konkursen Firmen liquidieren musste), und er sah entschlossen und bleich aus. In gewisser Hinsicht war er mir nie schöner erschienen.

»Ich sehe, du trägst deinen Leichenbestatter-Anzug«, sagte ich bitter. »Hübscher Einfall.«

Er machte sich nicht einmal die Mühe zu lächeln. In dem Augenblick begriff ich, dass ich ihn verloren hatte. Er sah aus wie James, er klang wie James, roch wie James, aber er war nicht James.

Es war wie in einem Science-Fiction-Film aus den fünf-

ziger Jahren, in dem ein außerirdisches Wesen in den Körper der Freundin des Helden schlüpft – von außen sieht sie aus wie immer (rosa Angorapullover, niedliches Handtäschchen, so spitzer BH, dass sie damit einer Spinne das Auge ausstechen könnte, und so weiter) –, aber ihre Augen haben sich verändert.

Ein flüchtiger Beobachter würde eventuell immer noch denken, dass es sich um meinen James handelte, aber der Blick in seine Augen hatte mir gezeigt, dass er fort war. Irgendein kalter Fremder ohne Liebe hatte sich seines Körpers bemächtigt. Ich wusste nicht, wohin *mein* James verschwunden war.

Vielleicht war er zusammen mit Peggy-Jo im Raumschiff der Außerirdischen.

»Das meiste von meinen Sachen habe ich schon weggebracht«, sagte er. »Ich melde mich. Mach's gut.«

Er machte auf dem Absatz kehrt und verließ die Wöchnerinnenstation fast im Laufschrift. Am liebsten wäre ich ihm nachgerannt, aber der Dreckskerl wusste, dass ich dank mehrerer Stiche, mit der man den Dammschnitt genäht hatte, fest im Bett liegenbleiben musste. Dann war er fort.

Eine ganze Weile lag ich stocksteif da. Ich war wie betäubt, entsetzt und fassungslos, konnte es nicht glauben. Doch war da sonderbarerweise etwas, das mich veranlasste, den Vorfall zu glauben, ein Gefühl, das mir fast vertraut war.

Wirklich vertraut konnte es nicht sein, da mich noch nie zuvor ein Ehemann verlassen hatte. Aber da war etwas. Ich vermute, dass es im Hirn eines jeden Menschen, auf jeden Fall in meinem, etwas gibt, das ständig von einem Felsenest hoch in den Bergen Ausschau nach möglichen Gefahren hält. Es meldet dem übrigen Gehirn, wenn sich Schwierigkeiten ankündigen. Auf der Gefühlsebene ist das wohl die Entsprechung von »Die Indianer greifen an«. Je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher wurde mir, dass dieser Teil meines Gehirns vermutlich schon seit Monaten Licht- und Rauchsignale ausgesandt hatte. Aber mein übriges Hirn hielt

sich bei der Wagenburg unten im angenehm grünen Tal der Schwangerschaft auf und wollte von der bevorstehenden Gefahr nichts wissen. Also achtete es einfach nicht auf die Botschaften, die ihm galten.

Gewiss, James war während des größten Teils meiner Schwangerschaft ziemlich unglücklich gewesen. Das hatte ich auf meine Stimmungsumschwünge geschoben, meinen beständigen Heißhunger und meine übertriebene Sentimentalität, die dazu führte, dass ich über alles heulte, sogar über lächerliche Fernsehserien.

Natürlich war auch unser Geschlechtsleben deutlich eingeschränkt gewesen. Aber ich war davon ausgegangen, dass alles wieder normal würde, sobald das Kind auf der Welt war. Normal, nur besser als zuvor.

James' Trübsal schien mir einfach mit meiner Schwangerschaft und den damit verbundenen Nebenwirkungen zusammenzuhängen, doch fällt mir im Rückblick auf, dass ich vielleicht manches übersehen hatte, was ich nicht hätte übersehen dürfen.

Was also sollte ich tun? Ich wusste nicht einmal, wo er sich aufhielt. Mein Gefühl riet mir, ihn eine Weile in Ruhe zu lassen. Geh auf ihn ein, tu so, als ob du ihn verstehst.

Ich konnte es kaum glauben.

Wie kam er dazu, mich zu verlassen? Normalerweise reagierte ich auf Kränkungen oder Verrat damit, dass ich das Kriegsbeil ausgrub, aber irgendwie war mir klar, dass das in dieser Situation nichts fruchten würde. Ich musste gelassen und bei klarem Verstand bleiben, bis sich eine Möglichkeit ergab zu entscheiden, was ich tun konnte.

Eine Krankenschwester trat auf quietschenden Gummisohlen an mein Bett. Sie blieb stehen und lächelte mir zu. »Wie fühlen Sie sich?«, fragte sie.

»Ganz gut«, sagte ich, weil ich wollte, dass sie wieder verschwand.

»Ich nehme an, Ihr Mann wird später kommen, um Sie und das Kind zu sehen«, sagte sie.

»Darauf würde ich nicht wetten«, antwortete ich bitter.

Sie sah mich erstaunt an und ging rasch zu einer der netten, freundlichen, höflichen Mütter, wobei sie mit ihrem Kugelschreiber klickte und mir über die Schulter nervöse Blicke zuwarf.

Ich beschloss, Judy anzurufen.

Sie war, seit wir achtzehn waren, meine beste Freundin. Wir waren von Dublin gemeinsam nach London gegangen, und sie war meine Trauzeugin gewesen. Mit dieser Sache wurde ich nicht allein fertig. Sie würde mir sagen, was ich tun könnte. Mit äußerster Vorsicht schob ich mich aus dem Bett und ging ans Münztelefon, so rasch die bewusste Dammschnittnaht das zuließ.

Sie nahm sofort ab.

»Hallo, Claire«, sagte sie. »Gerade wollte ich auf einen Sprung vorbeikommen.«

»Gut«, sagte ich. Gott weiß, ich wäre am liebsten in Tränen ausgebrochen und hätte ihr alles über James und seinen Weggang gesagt, aber hinter mir wartete eine Schlange von Frauen in rosa Frottee-Morgenmänteln (zweifellos wollten sie ihre ihnen ergebene Männer anrufen), und ich hatte wider Erwarten noch einen *Rest* Stolz im Leibe.

Eingebildete Schnepfen, dachte ich säuerlich und (wie ich zugeben muss) verärgert, während ich mich in mein Bett zurückschleppte.

Als Judy kam, war mir klar, dass sie über James Bescheid wusste, denn sie sagte: »Claire, ich weiß wegen James Bescheid.« Außerdem merkte ich es daran, dass sie mit leeren Händen gekommen war: Sie hatte weder einen riesigen Blumenstrauß noch eine küchentischgroße Glückwunschkarte voller Störche mitgebracht. Nicht einmal ein breites Lächeln schenkte sie mir. Statt dessen schien sie besorgt und nervös.

Das Herz sank mir bis in die Zehenspitzen. Wenn James es auch anderen erzählte, *musste* es stimmen.

»Er hat mich verlassen«, sagte ich melodramatisch.

»Ich weiß«, sagte sie.

»Wie konnte er nur?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht«, sagte sie.

»Er hat eine andere«, sagte ich.

»Ich weiß«, sagte sie.

»Wieso weißt du das?«, fragte ich und stieß wie ein Raubvogel mit dem Kopf nach ihr.

»Von Michael. Aisling hat es ihm gesagt. George hat es ihr gesagt.«

Michael war Judys Freund, Aisling war eine Arbeitskollegin von ihm, und ihr Mann George arbeitete in James' Büro.

»Also weiß es jeder«, sagte ich leise.

Eine Pause trat ein. Judy sah aus, als würde sie am liebsten sterben.

»Dann wird es wohl stimmen«, sagte ich.

»Das denke ich auch«, sagte sie, offensichtlich betreten.

»Kennst du die andere?«, fragte ich. Es war mir unangenehm, sie in eine so peinliche Situation zu bringen, aber ich musste es erfahren, und vorher war ich zu entsetzt gewesen, um James selbst zu fragen.

»Äh, ja«, sagte sie, noch betretener als zuvor. »Es ist Denise.«

Es dauerte eine Minute, bis ich begriff, von wem sie sprach.

»WAS!«, schrie ich. »Doch nicht die nette Denise von unter uns?«

Ein klägliches Nicken Judys antwortete mir. Nur gut, dass ich schon lag.

»So ein *Luder!*«, stieß ich hervor.

»Es geht noch weiter«, murmelte sie. »Er redet davon, dass er sie heiraten will.«

»Was zum Teufel willst du damit sagen?«, brüllte ich sie an.

»Er *ist* schon verheiratet. Mit mir. Ist seit neuestem vielleicht die Vielehe erlaubt?«

»Ist sie nicht«, sagte sie.

»Aber dann ...« Meine Stimme schwand.

»Claire«, seufzte sie niedergeschlagen. »Er sagt, dass er sich scheiden lassen will.« Wie gesagt, nur gut, dass ich schon lag.

Der Nachmittag verging, zusammen mit Judys Geduld und

jeglicher Hoffnung, die ich möglicherweise noch gehabt hatte. Ich sah sie verzweifelt an.

»Judy, was soll ich nur tun?«

»Sieh mal«, sagte sie nüchtern. »In zwei Tagen kommst du hier raus. Du hast eine Wohnung, genug Geld, um dich und die Kleine zu ernähren. Du musst dich um ein Neugeborenes kümmern und gehst in sechs Monaten wieder arbeiten. Lass James ein bisschen Zeit. Bestimmt werdet ihr eine Lösung finden.«

»Aber Judy«, jammerte ich. »Er will sich *scheiden* lassen.«

Allerdings schien er dabei etwas Wichtiges übersehen zu haben. In Irland kannte man keine Scheidung. Wir hatten in Irland geheiratet. Der Pfarrer der Kirche Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe hatte unsere Ehe gesegnet. Viel schien es ja nicht genützt zu haben. Fahr dahin, immerwährende Hilfe.

Ich war völlig ratlos. Ich fühlte mich allein und hatte Angst. Am liebsten hätte ich mir die Decke über den Kopf gezogen und wäre gestorben. Aber das ging nicht, denn ich musste mich um ein hilfloses Neugeborenes kümmern.

Was für ein Start ins Leben für die Kleine! Noch keine zwei Tage alt, und schon hatte der Vater sie verlassen, und ihre Mutter stand am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Zum tausendsten Mal fragte ich mich, wie James mir das nur hatte antun können.

»Wie konnte James mir das antun?«, fragte ich Judy.

»Das hast du mich schon etwa tausendmal gefragt«, sagte sie.

Das stimmte.

Ich wusste nicht, wie er mir das hatte antun können, ich wusste nur, dass er es getan hatte.

Bis dahin hatte ich wohl angenommen, dass mir das Leben die unangenehmen Dinge in gleich großen mundgerechten Happen zuteilte, und zwar immer nur so viel, wie ich jeweils verarbeiten konnte. Wenn ich von anderen Menschen hörte, die von mehreren Katastrophen gleichzeitig heimgesucht

wurden (eine Frau hatte in ein und derselben Woche einen Verkehrsunfall, verlor ihre Arbeit und erwischte ihren Freund mit ihrer Schwester im Bett), hatte ich immer gedacht, dass sie selbst die Schuld daran hätten. Na ja, nicht gerade *Schuld*. Aber wer sich aufführt, als könnte ihm jederzeit etwas zustoßen, dem stößt etwas zu, und wer mit dem Schlimmsten rechnet, dem passiert es auch.

Jetzt erkannte ich, wie falsch das war. Manchmal suchen sich Menschen ihre Opferrolle nicht aus und fallen trotzdem einem Übel zum Opfer. Sie können nichts dazu. Es war sicherlich nicht meine Schuld, dass mein Mann glaubte, sich in eine andere verliebt zu haben. Ich hatte nicht damit gerechnet, und ich *wollte* auf keinen Fall, dass so etwas geschah. Aber es war geschehen.

In dem Augenblick begriff ich, dass das Leben besondere Umstände nicht respektiert. Die Macht, die uns Katastrophen in den Weg schleudert, sagt nicht: »Schön, dieses Jahr kriegt sie den Knoten in der Brust nicht. Sie soll sich erst mal vom Tod ihrer Mutter erholen.« Sie tut, wonach ihr ist und wann ihr danach ist. Ich begriff, dass niemand vor einer Anhäufung von Katastrophen sicher ist. Selbstverständlich hielt ich es nicht für eine Katastrophe, ein Kind zu bekommen, aber man konnte eine Geburt ja wohl unter der Überschrift *umwälzendes Ereignis* einordnen.

Ich hatte stets die Meinung vertreten, ich hielte mein Leben in der Hand und wäre imstande, sofern mir oder James – Gott behüte – je etwas zustieße, mit einem gewissen Aufwand an Zeit und Energie die Dinge in Ordnung zu bringen. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass ich binnen vierundzwanzig Stunden nach der Geburt meines ersten Kindes sitzengelassen würde, zu einem Zeitpunkt, da sich meine Energien auf einem nie gekannten Tiefpunkt befanden und meine Verwundbarkeit einen nie dagewesenen Höchstwert erreicht hatte.

Ganz davon zu schweigen, dass ich unsagbar dick war. Ein dicker Hintern hatte James noch nie gelockt.

Schweigend saß Judy auf meiner Bettkante, und wir versuchten uns etwas einfallen zu lassen. Mit einem Mal hatte ich die Lösung. Es mochte nicht unbedingt *die* Lösung sein, aber es war eine Lösung, die es mir erlaubte, einstweilen weiterzumachen.

»Ich weiß, was ich tu«, sagte ich. Ich konnte richtig hören, wie Judy voll Inbrunst *Gott sei Dank* dachte.

Wehmütig sagte ich – wie Scarlett O’Hara am Ende von *Vom Winde verweht* –: »Ich kehre zurück. Zurück nach Dublin.«

Sicher, »Dublin« klingt nicht ganz so wie »Tara«, aber was für einen Sinn hätte es gehabt, wenn ich nach Tara zurückgekehrt wäre? Dort kannte ich niemanden. Ich war erst ein- oder zweimal auf meinem Weg nach Drogheda durchgekommen.

Ein paar Tage später holte mich Judy vom Krankenhaus ab. Sie hatte für mich und die Kleine einen einfachen Flug nach Dublin gebucht und brachte mich in meine Wohnung, damit ich ein paar Sachen zusammenpacken konnte.

Von James hatte ich noch nichts gehört. Ich bewegte mich in trübseliger Benommenheit durch den Tag.

Manchmal konnte ich es einfach nicht glauben. Alles, was er mir gesagt hatte, kam mir vor wie ein Traum. Ich konnte mich nicht an die Einzelheiten erinnern, wohl aber an das Übelkeit verursachende Gefühl, dass etwas ganz und gar nicht stimmte.

Manchmal aber tauchte der Verlust in einer Gastrolle auf.

Er machte sich in mir breit. Er war wie eine Kraft, die das Leben aus mir vertrieb und mir den Atem nahm. Er war gefährlich und grausam, er hasste mich. Das musste er wohl, wenn es mir solche Schmerzen verursachen konnte.

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich die wenigen Tage im Krankenhaus hinter mich brachte. Ich erinnere mich undeutlich, dass es mich durcheinanderbrachte, wie all die anderen jungen Mütter von einem grundlegenden Wandel in ihrem Leben sprachen und davon, dass es nie wieder um sie allein gehen würde. Sie sprachen davon, wie schwierig es sei, ihr Leben auf das Kind einzustellen und so weiter.

Nur verstand ich nicht, wo da das Problem lag. Ich konnte mir schon jetzt ein Leben ohne mein Kind nicht vorstellen. »Wir beide, du und ich, Schätzchen«, flüsterte ich ihr zu. Vermutlich hat es unseren Verschmelzungsprozess beschleunigt, dass uns der Mann in unserem Leben verlassen hatte. Nichts bringt die Menschen einander so nahe wie eine Krise, wie es so schön heißt.

Ich verbrachte viel Zeit damit, ganz still zu sitzen und die

Kleine zu halten. Ich berührte ihre *winzigen* Puppenfüßchen, ihre vollkommenen rosa Miniaturzehen, ihre fest geschlossenen Fäustchen, ihre samtweichen Öhrchen, streichelte zärtlich die feine Haut ihres unglaublich kleinen Gesichts, fragte mich, welche Farbe ihre Augen wohl annehmen würden.

Sie war so schön, so vollkommen, ein solches Wunder.

Ich hatte von allen Seiten gehört, dass ich damit rechnen müsse, überwältigende Liebe zu meinem Kind zu empfinden, ich war also gewarnt. Aber nichts hätte mich auf diese Intensität vorbereiten können, auf das Gefühl, dass ich imstande wäre, jeden umzubringen, der die blonden Haarbüschelchen auf ihrem weichen kleinen Kopf auch nur berührte.

Dass James mich verlassen hatte, konnte ich verstehen – nun, eigentlich nicht –, aber *völlig* unverständlich war mir, wie er dies wunderschöne, vollkommene kleine Kind im Stich lassen konnte.

Die Kleine weinte viel. Aber darüber kann ich nicht wirklich klagen, denn das tat ich auch. Ich versuchte, sie immer wieder zu beruhigen, aber sie hörte nur selten auf. Nachdem sie am ersten Tag acht Stunden am Stück geweint und ich ihre Windel hundertzwanzigmal gewechselt und sie neun- undvierzigtausendmal gefüttert hatte, wurde ich allmählich hysterisch und verlangte, dass ein Arzt nach ihr sah.

»Irgendetwas *kann* mit ihr nicht stimmen«, erklärte ich dem erschöpft dreinblickenden jungen Mann, der sich als Arzt vorgestellt hatte. »Sie kann *unmöglich* hungrig sein, sie hat sich auch nicht in die Windel gemacht, aber sie hört einfach nicht auf zu schreien.«

»Nun, ich habe sie untersucht, und soweit ich sehen kann, fehlt ihr absolut nichts«, erklärte er mir geduldig.

»Aber warum schreit sie dann?«

»Weil sie ein Säugling ist«, sagte er. »Das tun sie alle.« War das alles, was ihm nach sieben Jahren Medizinstudium dazu einfiel? Er überzeugte mich damit nicht. Vielleicht schrie sie, weil sie irgendwie spürte, dass ihr Dad sie im Stich gelassen hatte. Vielleicht aber schrie sie einfach – nagendes Schuld-

gefühl –, weil ich sie nicht stillte. Vielleicht hatte sie grundsätzliche Vorbehalte gegen das Fläschchen. Mir ist klar, dass Sie jetzt wahrscheinlich empört sind, weil ich nicht stillte, und vermutlich halten Sie mich für eine Rabenmutter. Aber schon lange *bevor* ich mein Kind bekam, fand ich es in Ordnung, dass ich meinen Körper zurückverlangen konnte, nachdem ich ihn neun Monate hergeliehen hatte. Mir war klar, dass mir jetzt, da ich Mutter war, meine Seele nicht mehr gehörte. Aber eigentlich hatte ich gehofft, dass mir meine Brustwarzen gehörten. Und, ich schäme mich, es zu sagen, ich fürchtete, dass meine Brust, wenn ich mein Kind stillte, verschrumpeln und unansehnlich werden würde.

Jetzt, in Gegenwart meines wundervollen, vollkommenen Kindes, kamen mir meine Bedenken wegen des Stillens kleinlich und egoistisch vor. Alles ändert sich, wenn eine Frau ein Kind zur Welt bringt. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich den Tag erleben würde, an dem ich die Bedürfnisse eines anderen Menschen für wichtiger halten würde als die Verlockung, die von meinen Brüsten ausging.

Wenn also mein kleines Schätzchen nicht bald zu schreien aufhörte, würde ich darüber nachdenken, es zu stillen. Wenn es sie glücklich machte, würde ich mich mit rissigen und tropfenden Brustwarzen abfinden und auch damit, dass kichernde dreizehnjährige Jungen im Bus einen Blick auf meine Titten zu erhaschen versuchten.

Mit Judy und der Kleinen ging ich nach Hause. Ich schloss auf, und obwohl ich wusste, dass James ausgezogen war, war ich nicht auf die kahlen Stellen im Badezimmer, den leeren Kleiderschrank und die Lücken im Bücherregal gefasst.

Es war einfach entsetzlich.

Langsam setzte ich mich auf unser Bett. Das Kissen roch noch nach ihm, und er fehlte mir so sehr.

»Ich kann es nicht glauben«, schluchzte ich. »Er ist wirklich fort.«

Auch die Kleine fing an zu weinen, als spüre sie ebenfalls

die Leere. Dabei hatte sie erst vor fünf Minuten damit aufgehört. Die arme Judy war hilflos. Sie wusste nicht, wen von uns beiden sie trösten sollte. Nach einer Weile hörte ich auf zu weinen und wandte Judy langsam mein tränenüberströmtes Gesicht zu. Ich fühlte mich erschöpft vor lauter Kummer.

»Na schön«, sagte ich. »Packen wir.«

»Gut«, flüsterte sie und schaukelte nach wie vor tröstend mich und das Kind in den Armen.

Ich begann, einiges in eine große Reisetasche zu werfen. Ich packte alles ein, wovon ich glaubte, ich würde es brauchen. Ich machte mich daran, einen Stapel Wegwerfwindeln von der Größe eines kleineren südamerikanischen Staates mitzuschleppen, aber Judy meinte, ich sollte sie dort lassen. »Die gibt es auch in Dublin«, erinnerte sie mich freundlich. Ich warf Trinkfläschchen in die Tasche, einen Flaschenwärmer mit einem Abziehbild von einer Kuh, die über den Mond sprang, Schnuller, Spielzeug, Rasseln, Strampelanzüge, Söckchen so groß wie Briefmarken, und was mir noch für mein armes vaterloses Kind wichtig erschien.

Vermutlich überkompensierte ich, weil ich jetzt eine allein-erziehende Mutter war. *Tut mir leid, Schätzchen, du hast keinen Vater, weil ich nicht klug oder schön genug war, ihn zu halten, aber ich will das dadurch ausgleichen, dass ich dich mit irdischen Gütern überschütte.*

Dann bat ich Judy, mir einige Windeln zurückzugeben.

»Wozu?«, fragte sie und hielt sie fest an sich gedrückt.

»Es könnte ja im Flieger zu einem Zwischenfall kommen«, sagte ich und versuchte, sie ihr zu entreißen.

»Haben die dir im Krankenhaus denn keine Binden mitgegeben?«, fragte sie. Es klang entrüstet.

»Nicht *mir* könnte ein Zwischenfall passieren, aber der *Kleinen*. Strenggenommen wäre es ja nicht wirklich ein Zwischenfall«, sagte ich nachdenklich, »sondern eher Berufsrisiko.« Zögernd gab sie mir drei Windeln.

»Weißt du, du kannst sie nicht ewig ›die Kleine‹ nennen«, sagte Judy. »Du wirst ihr einen Namen geben müssen.«

»Mir fällt im Augenblick aber keiner ein«, sagte ich und merkte, wie Panik hochkam.

»Aber was hast du denn in den letzten neun Monaten getan?« Erneut klang Judys Stimme entrüstet. »Du musst dir doch ein paar Namen überlegt haben.«

»Hab ich auch«, sagte ich, und meine Lippe begann zu zittern. »Aber ich hab das mit James zusammen getan. Es ist nicht recht, ihr einen von diesen Namen zu geben.«

Judy sah mich ein wenig verärgert an. Aber da ich wieder den Tränen nahe war, sagte sie weiter nichts.

Für mich selbst nahm ich außer einer Handvoll Bücher zur Kinderpflege kaum etwas mit. *Wozu*, dachte ich, *jetzt, wo mein Leben vorbei ist*.

Außerdem passte mir nichts mehr. Ich öffnete den Kleiderschrank und wich vor den herablassenden Blicken zurück, mit denen mich all meine viel zu engen Kleider musterten. Kein Zweifel: Sie redeten miteinander über mich.

Ich konnte förmlich sehen, wie sie sich anstießen und sagten: »Sieh dir nur an, wie dick sie ist. Glaubst du allen Ernstes, dass wir zierlichen Sechsenddreißiger was mit der Vierundvierziger-Figur zu schaffen haben wollen, die sie mit sich rumschleppt? Kein Wunder, dass ihr Mann mit einer anderen durchgebrannt ist.«

Ich wusste genau, was sie dachten.

»Du hast dich gehenlassen. Dabei hast du immer wieder gesagt, du würdest das nicht tun. Du hast uns enttäuscht und dich selbst auch.«

»Tut mir leid«, erklärte ich unterwürfig. »Ich verspreche euch, dass ich abnehme. Ich komm zu euch zurück, sobald ich kann.«

Ihre Skepsis ließ sich mit Händen greifen.

Ich hatte die Wahl zwischen meinen Umstandskleidern oder Jeans, die James bei seinem überstürzten Aufbruch zurückgelassen hatte. Ich zog sie an und betrachtete im Schlafzimmerspiegel meinen abstoßenden übergewichtigen Körper. Ich sah verheerend aus! Ich kam mir vor, als hätte ich

den Michelinmännchen-Anzug meiner großen Schwester angezogen. Oder noch schlimmer, als wäre ich immer noch schwanger.

In den Wochen unmittelbar vor der Geburt hatte ich gewaltige Ausmaße. Richtig kugelrund war ich. Das Einzige, was mir in jener Zeit gepasst hatte, war mein grünes wollenes Kittelkleid, und da mein Gesicht wegen meiner beständigen Übelkeit stets grün war, sah ich aus wie eine Wassermelone, die sich Stiefel angezogen und ein wenig Lippenstift aufgelegt hatte. Zwar war ich jetzt nicht mehr grün, sah aber in jeder anderen Beziehung nach wie vor aus wie eine Wassermelone. Wie eine Wassermelone, die eine Packung Eisentabletten hätte vertragen können.

Was passierte da mit mir? Wohin waren mein wirkliches Ich und mein wirkliches Leben *entschwunden*?

Schweren Herzens – nicht das einzige Schwere an mir – rief ich ein Taxi an, das uns zum Flughafen bringen sollte. Es klingelte an der Tür. Ich sah mich ein letztes Mal in meinem Wohnzimmer um, warf einen letzten Blick auf die halbleeren Regale mit den Löchern darin, die nagelneue, ungebrauchte Gegensprechanlage zur Überwachung des Kinderzimmers, die an der Wand hing (was für eine *Geldverschwendung*), und den Berg Windeln auf dem Fußboden, die wir zurückließen.

Ich schloss mit Nachdruck die Tür hinter mir, bevor ich wieder anfang zu weinen.

Ja, ich weiß. Ziemlich aufgesetzte Symbolik. Tut mir leid.

Dann fiel mir auf, dass mir etwas fehlte. »Gott«, sagte ich, »meine Ringe.« Ich rannte wieder hinein und holte meinen Verlobungs- und meinen Ehering aus dem Schlafzimmer. Sie hatten in den letzten beiden Monaten auf dem Nachttisch gelegen, weil auch meine Finger so dick angeschwollen waren, dass ich sie nicht tragen konnte. Ich rammte sie mir auf meine Finger. Sie passten so grade.

Ich sah, wie mir Judy einen sonderbaren Blick zuwarf.

»Er ist nach wie vor mein Mann, weißt du«, sagte ich trotzig. »Das heißt, ich bin immer noch verheiratet!«

»Ich hab kein Wort gesagt«, sagte sie mit Unschuldsmiene.

Judy und ich nahmen den Aufzug nach unten, wobei wir mit Plastiktüten, Reisetaschen, Handtaschen und einem zwei Tage alten Kind in seiner Trageschale jonglieren mussten.

Auch das sagt einem niemand, wenn man ein Kind bekommt! In den Handbüchern müsste etwas in der Art stehen wie: »Es ist unerlässlich, dass Ihr Mann Sie während der ersten Monate nach der Geburt des Kindes nicht verlässt, da Sie sonst alles selbst tragen müssen.«

Gerade als Judy das ganze Gepäck in das Taxi wuchtete, sah ich voll Entsetzen Denises Mann die Straße entlangkommen. Wahrscheinlich war er auf dem Heimweg von der Arbeit.

»O Gott«, sagte ich voll böser Vorahnungen.

»Was ist?«, fragte Judy beunruhigt. Ihr Gesicht war von der Anstrengung rot und schweißbedeckt.

»Der Mann von Denise«, murmelte ich.

»Ja und?«, fragte sie laut.

Ich fürchtete, dass er mir irgendeine schreckliche und erregte Szene machen würde. Wie gesagt, er war Italiener. Vielleicht hatte ich auch Angst, dass er irgendeine Art von Bündnis zwischen mir und ihm vorschlagen wollte, so nach dem Motto »Der Feind meines Feindes ist mein Freund«. Das wollte ich *auf keinen Fall*.

Unsere Blicke kreuzten sich, und in meiner Angst und meinem Schuldbewusstsein wusste ich genau, was er dachte: *Es ist deine Schuld. Wenn du so anziehend gewesen wärest wie meine Denise, wär dein Mann wahrscheinlich bei dir geblieben und ich wäre nach wie vor glücklich verheiratet. Aber nein, du abstoßende dicke Kuh musstest natürlich alles verderben.*

Schön, dachte ich. *Das kann ich auch.*

Ich sah ihn unverwandt an und schickte ihm seine Gedankenbotschaft zurück. *Hättest du kein männermordendes, Ehen zerstörendes Flittchen geheiratet, sondern eine nette, anständige junge Frau, wäre die ganze Schweinerei nicht passiert, und uns allen ginge es besser.*

Wahrscheinlich tat ich dem armen Mann damit ziemlich

unrecht. Ohne ein Wort zu sagen, sah er mich traurig und vorwurfsvoll an.

Ich umarmte Judy zum Abschied. Beide weinten wir. Meine Kleine weinte ausnahmsweise nicht.

»Heathrow, Terminal eins«, sagte ich dem Taxifahrer mit tränenerner Stimme, und wir fuhren davon. Mr. Andrucci sah uns trübsinnig nach.

Während ich mich durch den Mittelgang der Aer-Lingus-Maschine vorarbeitete, stieß ich mit meiner Reisetasche voller Babysachen mehrere Fluggäste an, die wütend darauf reagierten. Als ich schließlich meinen Platz gefunden hatte, stand ein Mann auf, um mir beim Verstauen meiner Taschen zu helfen. Während ich ihm dankbar zulächelte, fragte ich mich automatisch, ob ich ihm gefiele.

Schrecklich. Zu den wenigen Dingen, die mir am Verheiratetsein wirklich gefielen, gehörte, dass ich einige Jahre hindurch dem widerlichen Karussell entflohen war, auf dem es darum ging, den richtigen Mann kennenzulernen, festzustellen, dass er schon verheiratet war, mit einem anderen Mann zusammenlebte, von pathologischem Geiz war, Bücher von Jeffrey Archer las oder einen Orgasmus ausschließlich dann zustande brachte, wenn er die Frau, mit der er zusammen war, »Mutter« nennen durfte. Oder irgendeinen der anderen tausend Charaktermängel hatte, die man nicht sofort erkennt, wenn man einem Menschen die Hand schüttelt, ihm lächelnd tief in die Augen sieht und ein warmes, kribbelndes Gefühl im Magen empfindet, das absolut nichts mit den rezeptfreien Mitteln zu tun hat, die man früher abends eingenommen hatte oder nicht, sodass man bei sich dachte: »He, der könnte es sein.«

Jetzt war ich wieder in der Lage, in der für eine Frau jeder Mann als Freund in Frage kommt. Ich befand mich wieder in einer Welt, in der achthundert ausnehmend schöne Frauen auf jeden normalen Mann kommen – die wirklich abscheulichen Männer noch nicht abgerechnet.

Ich musterte den hilfsbereiten Zeitgenossen aufmerksam. Er sah nicht einmal gut aus. Wahrscheinlich war er schwul. Oder er war, da es sich um einen Flug der irischen Luftfahrtgesellschaft handelte, mit noch größerer Wahrscheinlichkeit Priester.

Ich meinerseits war alles andere als ein Hauptgewinn: eine verlassene Ehefrau mit einem zwei Tage alten Säugling und dem Selbstwertgefühl einer Amöbe (tatsächlich so viel?), zwölf Kilo Übergewicht, einer Vagina, die zehnmal so groß war wie sonst, und kurz vor Eintritt der nachgeburtlichen Depression.

Das Flugzeug startete, und die Straßen und Häuser Londons verschwanden unter mir. Aus dem Fenster sah ich zu, wie sie immer kleiner wurden. Ich ließ sechs Jahre meines Lebens hinter mir.

Ob sich ein Flüchtling so fühlt? Irgendwo da unten war mein Mann. Irgendwo da unten war meine Wohnung, waren meine Freunde. Irgendwo da unten war mein Leben.

Ich war dort glücklich gewesen.

Dann schob sich eine Wolke dazwischen. Wieder diese aufgesetzte Symbolik! Ich bitte nochmals um Entschuldigung.

Ich lehnte mich in meinen Sitz zurück, meine Kleine auf dem Schoß. Wahrscheinlich hielten mich alle anderen Passagiere für eine normale Mutter. Aber ich war keine. Das wurde mir blitzartig klar. Ich war eine sitzengelassene Ehefrau, eine Stelle hinter dem Komma in der Statistik.

Im Laufe meines Lebens war ich alles Mögliche gewesen: Claire, die brave Tochter, Claire, die kratzbürstige Tochter, Claire, die Studentin, Claire, die Hure (nur kurz. Wie schon gesagt, liefere ich Einzelheiten nach, falls wir Zeit haben), Claire, die Angestellte, und Claire, die Ehefrau. Und jetzt war ich Claire, die sitzengelassene Ehefrau. Diese Rolle passte mir ganz und gar nicht, das kann ich Ihnen sagen.

Ich hatte (trotz meiner angeblichen Aufgeschlossenheit) stets angenommen, sitzengelassene Ehefrauen kämen in Sozialwohnungen vor, und ihre Männer machten sich mit einer Flasche Wodka, dem Haushaltsgeld und dem Geld vom Spar-

buch der Kinder davon, nachdem sie ihrer Frau zum Abschied noch schnell ein blaues Auge geschlagen hatten. Die Frauen blieben dann weinend mit einem riesigen Berg unbezahlter Rechnungen und vier verhaltensgestörten Kindern unter sechs Jahren zurück, die eins wie das andere Spritztouren mit gestohlenen Autos machten, und dachten sich Geschichten aus, um ihr blaues Auge zu erklären – dass sie beispielsweise gegen eine Tür gerannt waren oder was in der Art.

Es war ernüchternd und erhellend zu sehen, wie sehr ich mich geirrt hatte. *Ich* war eine sitzengelassene Ehefrau. Ich, Claire aus der Mittelschicht.

Das wäre eine ernüchternde und erhellende Erfahrung gewesen, hätte sie mich nicht so verbittert, und hätte ich mich nicht so wütend und verraten gefühlt. Was war ich? Eine Art tibetischer Mönch? Die verdammte Mutter Teresa?

Aber auf sonderbare Weise merkte ich durch das Selbstmitleid und die Selbstgerechtigkeit, dass ich eines Tages, wenn alles vorüber war, durch diese Erfahrung unter Umständen ein besserer Mensch sein könnte und dass sie mich unter Umständen stärker, weiser und einfühlsamer machen würde.

Aber jetzt war es wohl noch nicht so weit.

»Dein Vater ist ein Schwein«, flüsterte ich meinem Kind ins Ohr. Der hilfsbereite, schwule Priester zuckte zusammen. Er hatte mich wohl gehört.

Nach einer Stunde begann die Landung. Wir kreisten über den grünen Flächen im Norden Dublins, und obwohl ich wusste, dass die Kleine noch gar nicht richtig sehen konnte, hielt ich sie ans Fenster, damit sie einen Blick auf Irland erhaschte. Es sah ganz anders aus als das London, das wir gerade hinter uns gelassen hatten. Während ich auf das Blau der Irischen See und den grauen Dunst über den grünen Weideflächen sah, merkte ich, dass ich mich noch nie elender gefühlt hatte. Ich kam mir wie ein Versager vor.

Vor sechs Jahren hatte ich, gespannt auf die Zukunft, Irland verlassen. Ich würde eine großartige Stellung in London anstreben, einen wunderbaren Mann kennenlernen und von da

an glücklich leben. Und ich *hatte* eine großartige Stellung bekommen, *hatte* einen wunderbaren Mann kennengelernt und *hatte* von da an – nun, jedenfalls eine Weile – glücklich gelebt. Aber dann war alles irgendwie aus dem Gleis gelaufen, und ich war jetzt wieder in Dublin mit dem erniedrigenden Gefühl, das alles schon einmal erlebt zu haben.

Aber ein wesentlicher Punkt war anders. Ich hatte ein Kind. Ein vollkommenes, schönes, wunderbares Kind. Das hätte ich gegen nichts in der Welt eingetauscht.

Der hilfsbereite, schwule Priester neben mir machte ein sehr betretenes Gesicht, während ich hemmungslos heulte. *Nur zu*, dachte ich. *Lass es dir ruhig peinlich sein. Du bist ein Mann. Wahrscheinlich hast auch du zahllose Frauen so zum Weinen gebracht.*

Ich hatte schon Tage erlebt, an denen ich vernünftiger gewesen war.

Nachdem die Maschine ausgerollt war, hatte er es ziemlich eilig. Es war offensichtlich, dass er nicht schnell genug rauskommen konnte. Keinerlei Angebot, mir die Taschen herunterzuholen. Ich konnte ihm keinen Vorwurf machen.

Jetzt zur Gepäckausgabe. Für mich ist das jedes Mal eine Tortur. Wissen Sie, was ich meine?

Die Bangigkeit beginnt in dem Augenblick, in dem ich die Ankunftshalle betrete und mich vor das Gepäck-Förderband stelle. Mit einem Mal bin ich überzeugt, dass sich all die freundlichen, angenehmen Menschen, mit denen ich gemeinsam geflogen bin, in abscheuliche Gepäckdiebe verwandelt haben. Jeder Einzelne von ihnen hat nichts anderes im Sinn, als mein Gepäck zu stehlen.

Ich stehe da und verziehe das Gesicht vor Misstrauen. Während ich ein Auge auf den Schlund gerichtet halte, der das Gepäck ausspeit, wandert das andere von einem zum anderen um mich herum und versucht, ihnen klarzumachen, dass ich ihre finsternen Absichten durchschaut habe und sie mit ihren üblen Tricks bei mir an die Falsche geraten sind.

Vermutlich würde es die Sache ein wenig erleichtern, wenn ich zu den planenden Menschen gehörte, denen es irgendwie gelingt, am Anfang des Bandes zu stehen. Aber ich lande immer am hinteren Ende, stelle mich auf die Zehen und spähe zu dem Schlund hinüber, um zu sehen, was gerade herauskommt. Wenn ich dann endlich mein Gepäck sehe, habe ich solche Angst, jemand könnte es stehlen, dass ich nicht geduldig stehenbleibe und warte, bis das Band es mir vor die Füße trägt. Stattdessen laufe ich durch die ganze Ankunftshalle, um es vom Band herunterzunehmen, bevor es jemand anders tut. Nur gelingt es mir gewöhnlich nicht, die dichte Reihe der Gepäckwagen um das Band herum zu durchbrechen. Also läuft mein Gepäck munter an mir vorüber und umrundet die Ankunftshalle mehrere Male, bevor ich es erwische.

Ein Albtraum!

Diesmal gelang es mir zu meiner Überraschung, einen Platz

ganz in der Nähe des Schlundes zu bekommen. Vielleicht war man freundlicher als sonst zu mir, weil ich ein Kleinkind dabei hatte. Ich hatte doch gewusst, dass es nützlich sein würde.

Also wartete ich am Gepäck-Förderband, mahnte mich zur Geduld, rempelte zurück, wenn mich die anderen Leute anstießen, die gerade aus dem Flugzeug gekommen waren, und ging jedes Mal vor Schmerzen in die Knie, wenn mir ein Mitpassagier seinen Gepäckwagen in die Hacken stieß.

Ich nahm mit möglichst vielen Menschen Blickkontakt auf. Damit hoffte ich zu erreichen, dass sie mein Gepäck nicht stahlen. Raten Kriminologen uns das nicht? Sie wissen schon, wovon ich rede. Eine Geisel soll eine Beziehung zu den Geiselnehmern aufbauen, Blickkontakt herstellen, damit sie merken, dass man ein Mensch ist, dann bringen sie einen nicht so schnell um. Bestimmt wissen Sie, was ich meine.

Eine Ewigkeit passierte nichts. Aller Augen richteten sich auf die schwarze Öffnung, aus der unser Gepäck kommen musste. Niemand sprach. Niemand wagte auch nur zu atmen. Dann ertönte mit einem Mal das Geräusch des Gepäck-Förderbandes, das sich in Gang setzte! Großartig!

Es war aber nicht unseres. Eine Ansage ertönte aus dem Lautsprecher. »Die Passagiere des Fluges EI 179 aus London werden gebeten, ihr Gepäck an Band vier abzuholen.« Und das, obwohl uns während der letzten zwanzig Minuten die Anzeige über Band zwei versichert hatte, unser Gepäck werde bald dort auftauchen.

Alle hetzten zum Förderband Nummer vier. Die Menschen drängten und stießen einander, als hinge ihr Leben davon ab. Diesmal schien sich niemand besonders um den Säugling in meinen Armen zu kümmern. Als Ergebnis stand ich am hintersten Ende des Förderbandes. Eine Weile ging es mir gut. Ich war sogar ganz ruhig. Ich versuchte, betont munter dreinzublicken, während die Menschen um mich herum einer nach dem anderen ihr Gepäck vom Band nahmen. Niemand, der bei klarem Verstand war, würde auf den Gedanken kommen, Taschen voller Säuglingskleidung und -fläschchen

zu stehlen, sagte ich mir. Außerdem hatte ich volles Vertrauen zum Bodenpersonal des Flughafens Dublin – die würden mein Gepäck schon nicht auf eine nach Darwin oder zum Mars bestimmte Maschine umladen.

Als sich allerdings auf dem Förderband nur noch eine Golf-tasche befand, die schon vierzehnmals an mir vorbeigekommen war und den Anschein erweckte, als wäre sie seit Ende der siebziger Jahre da, und mir auffiel, dass nicht nur außer mir und meiner Kleinen niemand mehr da war, sondern der Wind auch schon verdorrtes Gras durch die Ankunftshalle wehte, war es Zeit, das Menetekel an der Wand zu lesen.

Ich hab doch gewusst, dass sie mich eines Tages kriegen würden, dachte ich, und mir wurde ganz übel. *Es war nur eine Frage der Zeit. Bestimmt war es die alte Ziege mit dem Rosenkranz. Es sind immer die stillen Wasser.*

Mit der Kleinen auf dem Arm begann ich hektisch nach einem Zuständigen zu suchen. Schließlich fand ich ein kleines Büro mit zwei recht freundlich dreinblickenden Gepäck-trägern.

»Immer rein in die gute Stube!«, rief mir einer von ihnen zu, während ich unsicher vor der Tür stand. »Was können wir an diesem wunderbaren nassen irischen Nachmittag für Sie tun?«

Ich breitete die Geschichte mit meinem gestohlenen Gepäck samt meiner Säuglings-Trageschale vor ihnen aus. Fast wäre ich wieder in Tränen ausgebrochen. Ich kam mir richtig *hereingelegt* vor.

»Keine Sorge, junge Frau«, wurde ich beruhigt. »Niemand hat irgendwas gestohlen. Es ist nur verschwunden. Ich küm-mere mich drum. Ich habe einen direkten Draht zum heiligen Antonius.«

Und tatsächlich kam er nach etwa fünf Minuten mit meinem gesamten Gepäck zurück. »Gehört das Ihnen, junge Frau?«, fragte er. Ich bejahte.

»Und Sie fliegen nicht nach Boston?«

»Ich fliege nicht nach Boston«, bekräftigte ich, so gleich-mütig ich konnte.

»Bestimmt nicht?«, fragte er zweifelnd.

»Bestimmt nicht«, sagte ich.

»Irgendjemand schien aber dieser Ansicht zu sein. Jedenfalls haben Sie jetzt Ihr Gepäck«, lachte er.

Ich dankte den beiden und eilte auf den Gang mit dem grünen Schild zu, auf dem »Nichts zu verzollen« stand.

Im Eilschritt schob ich meinen Wagen mit dem wiedergefundenen Gepäck hindurch, die Kleine auf dem Arm. Als mir einer der Zollbeamten in den Weg trat, sank mir das Herz.

»Immer mit der Ruhe«, sagte er. »Wo brennt's? Haben Sie etwas zu verzollen?«

»Nein.«

»Und was ist das?«

»Ein Säugling.«

»Ihrer?«

»Ja, meiner.« Mein Herzschlag stockte. Ich hatte James nicht gesagt, dass ich England verlassen würde. Hatte er etwa geahnt, dass ich zu meinen Eltern zurückkehren würde? Hatte er der Polizei weisgemacht, ich hätte unser Kind entführt? Würden alle Häfen und Flughäfen überwacht? Würde man mir meine Kleine fortnehmen und mich des Landes verweisen?

Ich war wie versteinert.

»So, so«, fuhr der Zollbeamte fort. »Sie haben also nichts zu verzollen als Ihre Gene.« Er lachte laut und herzlich.

»Ja, sehr gut«, sagte ich kläglich.

»Ein Witzbold, unser Mr. Wilde«, sagte sein Kollege im Plauderton. »Ein Mann, der Hochachtung verdient.«

»Ganz und gar«, stimmte ich zu und fügte mit einem Lächeln hinzu: »Sie haben mir wirklich Angst eingejagt.«

Er baute sich vor mir auf wie ein Sheriff aus dem Wilden Westen und sagte augenzwinkernd: »Schon in Ordnung, Ma'am. Hab nur meine Pflicht getan.«

Schön, wieder daheim zu sein.

Ich stürmte in die Empfangshalle hinaus. Auf der anderen Seite der Absperrung sah ich meine wartenden Eltern. Sie wirkten kleiner und älter als bei meinem Besuch vor etwa einem halben Jahr. Ich hatte ein richtig schlechtes Gewissen. Beide waren Ende fünfzig und hatten sich vom Tag meiner Geburt an Sorgen um mich gemacht. Eigentlich schon vorher, wenn ich ehrlich sein soll, denn ich war drei Wochen überfällig, und sie hatten schon darüber nachgedacht, mich durch ein Empfangskomitee abholen zu lassen. Ich habe schon gehört, dass manche Leute zu ihrem eigenen Begräbnis zu spät gekommen sind, aber es ist bestimmt etwas Besonderes, wenn sich jemand bei der eigenen Geburt verspätet.

Als Nächstes hatten sie sich Sorgen um mich gemacht, als ich mit sechs Wochen eine Kolik bekommen hatte, und dann wieder, als ich mit zwei Jahren ein ganzes Jahr lang nichts anderes essen wollte als Dosenpfirsiche. Sie hatten sich Sorgen um mich gemacht, als ich mit sieben Jahren in der Schule wirklich schlecht war. Dann, als ich mit acht Jahren in der Schule wirklich gut war, aber keine Freundinnen hatte. Sie sorgten sich um mich, als ich mir mit zwölf Jahren den Knöchel gebrochen hatte und als mich einer meiner Lehrer mit fünfzehn stockbetrunken von einer Schul-Disco nach Hause bringen musste, als ich mit achtzehn in meinem ersten Studienjahr nie eine Vorlesung besuchte und als ich mich auf das Abschlussexamen vorbereitete und keine Vorlesung ausließ. Sie hatten sich Sorgen um mich gemacht, als ich mich mit zwanzig von meiner ersten großen Liebe trennte und zwei Wochen lang in meinem verdunkelten Zimmer lag und heulte. Und sie hatten sich Sorgen um mich gemacht, als ich mit dreiundzwanzig meine Anstellung aufgab, um in London als Kellnerin zu arbeiten.

Jetzt war ich fast dreißig, verheiratet, hatte ein Kind, und immer noch mussten sie sich Sorgen um mich machen. Das war ja wohl nicht besonders anständig von mir, oder? Gerade als sie einen großen Seufzer der Erleichterung ausgestoßen und gedacht hatten, Gott sei Dank, sie hat sich einen tüchtigen Mann an Land gezogen, vielleicht kann der sich künftig um sie kümmern, damit wir uns weiter um ihre vier jüngeren Schwestern sorgen können, hatte ich die Stirn, wieder nach Hause zu kommen und zu sagen: »Tut mir leid, Leute, falscher Alarm, ich bin wieder da, und diesmal ist es schlimmer als je zuvor.« Kein Wunder, dass sie ein wenig grau und bedrückt wirkten.

»Gott sei Dank«, sagte meine Mutter, als sie mich sah. »Wir hatten schon gedacht, du hättest die Maschine verpasst.«

»Tut mir leid«, sagte ich und brach erneut in Tränen aus. Wir alle umarmten einander, und beide weinten, als sie meine Kleine sahen, ihr erstes Enkelkind. Ich musste ihr wirklich bald einen Namen geben.

Wir arbeiteten uns aus dem Labyrinth heraus, das sie am Dubliner Flughafen Parkplatz nennen. Dabei gab's eine leichte Verzögerung, weil Dad an der Ausfahrt merkte, dass er den Parkschein nicht bezahlt hatte, und alle Autos hinter ihm zurücksetzen mussten, damit er an den Rand fahren konnte, um die anderen durchzulassen. Wobei er und ein anderer Fahrer ein wenig die Beherrschung verloren, aber damit wollen wir uns nicht aufhalten.

Als wir den Parkplatz verlassen hatten, fuhren wir eine ganze Weile, ohne ein Wort zu sagen. Es war eine ganz komische Situation. Meine Mutter, die mit mir hinten saß, hielt die Kleine und wiegte sie sanft. Am liebsten wäre ich selbst auch ein kleines Kind gewesen, sodass mich Mum halten und mir ein Gefühl der Sicherheit geben konnte.

»Der unselige Jim hat sich also verdrückt?«, sagte mein Vater unvermittelt.

»Ja, Dad«, antwortete ich unter Tränen.

Mein Vater hatte James nie wirklich gemocht. Als einziger

Mann in einem Haus voller Frauen sehnte er sich nach männlicher Gesellschaft, nach jemandem, mit dem er über Fußball und andere Männersachen reden konnte. James spielte für seinen Geschmack nicht genug Rugby und verstand seiner Ansicht nach viel zu viel vom Kochen. Dass mein Vater die gesamte Hausarbeit in unserem Haus verrichtete, hatte damit nichts zu tun: Kochen war etwas anderes, Kochen war Frauensache, wie er sagte. Auf keinen Fall aber wollte er, dass ich unglücklich war.

»Jetzt sieh mal her, Claire«, sagte er. Der Klang seiner Stimme bedeutete so viel wie: *Ich werde jetzt über Gefühlssachen reden. Das bin ich nicht gewohnt, und ich fühl mich dabei unbehaglich, aber es muss sein, und deswegen ist es mir auch ernst.* Er fuhr fort: »Wir sind deine Eltern, wir lieben dich, und du bist uns jederzeit willkommen. Du kannst mit deinem Kind so lange bleiben, wie du willst. Und ... äh ... deine Mutter und ich wissen, wie unglücklich du bist, und wenn wir dir irgendwie helfen können, sag uns das bitte. A ... äh ... nun ja.« Damit gab er Gas, sichtlich erleichtert, dass er das hinter sich gebracht hatte.

»Danke, Dad«, sagte ich, erneut in Tränen ausbrechend. »Das weiß ich doch.« Ich war ungeheuer dankbar. Es tat so gut zu wissen, dass sie mich liebten. Nur war es kein Ersatz für den Verlust eines Mannes, der mein Seelenfreund gewesen war, mein Geliebter, das Einzige, worauf ich mich in einer unzuverlässigen Welt verlassen konnte, mein bester Freund.

Schließlich erreichten wir das Haus meiner Eltern. Es sah genauso aus wie früher. Warum hätte es auch anders aussehen sollen? Schließlich geht das Leben weiter. Im Haus roch es auch noch genau wie früher. Alles war so vertraut, so beruhigend. Wir brachten das Gepäck und die Kunststoffschale, in der ich die Kleine trug, die Treppe hinauf ins Zimmer, das ich meine ganze Jugend mit meiner Schwester Margaret geteilt hatte, bevor ich nach London gezogen war. (Die inzwischen sechszwanzig Jahre alte sportliche, kontaktfreudige und tugendhafte Margaret arbeitete als Rechtsanwaltsgehilfin in

Chicago und war mit dem einzigen Mann verheiratet, mit dem sie je zu tun gehabt hatte.) Das Zimmer sah wirklich speziell aus, weil schon so lange niemand darin gewohnt hatte. Ein Paar von Margarets Schuhen lag staubbedeckt auf dem Fußboden. Einige alte Kleider von ihr hingen noch im Schrank. Es war wie eine Art Schrein.

Ich schleuderte die Reisetasche auf den Boden, stellte die Trageschale hin, legte die Kleine hinein, stellte den Flaschenwärmer mit dem Bild der Kuh, die über den Mond springt, auf die Frisierkommode, setzte mich aufs Bett und streifte die Schuhe ab. Dann räumte ich meine Bücher ein und stellte meine überquellende offene Kosmetiktasche auf den Nachttisch. Sofort sah es im Zimmer aus wie in einem Schweinestall. Das war schon viel besser.

»Wer ist noch zu Hause?«, fragte ich meine Mutter.

»Im Augenblick nur Dad und ich«, sagte sie. »Helen ist in der Uni, sie kommt im Laufe des Tages. Wo sich Anna herumtreibt, weiß Gott allein. Ich hab sie seit Tagen nicht gesehen.«

Anna und Helen waren meine beiden jüngsten Schwestern und die einzigen, die noch nicht flügge waren.

Mum blieb bei mir sitzen, während ich die Kleine fütterte. Nachdem ich sie ihr Bäuerchen hatte machen lassen und sie wieder hingelegt hatte, saßen wir beide schweigend auf der Bettkante beieinander. Es hörte auf zu regnen, und die Sonne zeigte sich. Der Wind, der durch die Bäume strich, brachte den Geruch des Gartens durch das offene Fenster herein. Es war ein friedlicher Februarabend.

»Möchtest du was essen?«, fragte meine Mutter schließlich. Ich schüttelte den Kopf.

»Aber du musst essen, vor allem jetzt, wo du die Kleine hast. Du brauchst deine Kräfte. Soll ich dir etwas Suppe machen?« Unwillkürlich zuckte ich zusammen.

»Aus der Tüte?«, fragte ich.

»Aus der Tüte«, bestätigte sie freundlich.

»Nein, wirklich, Mum, ich brauche nichts.«

Vielleicht sollte ich das erklären. Bekanntlich überspringt

die Fähigkeit zu kochen jeweils eine Generation. Da ich kochen kann, würde meine Tochter, Gott steh ihr bei, nicht kochen können. Ein toller Start ins Leben. Auch meine Mutter konnte nicht kochen. Sie stand auf nicht besonders freundschaftlichem Fuß mit kulinarischen Genüssen. Der Ehrlichkeit halber muss ich sagen: Mum und kulinarische Genüsse grüßten sich, aber sie redeten nicht miteinander.

Albtraumhafte Erinnerungen an Abendessen im Kreise der Familie stiegen in mir auf. War ich verrückt? Warum um Gottes willen war ich nach Hause gekommen? Wollte ich wirklich *verhungern*?

Wer das nächste Mal möglichst schnell viel abnehmen muss (für einen zweiwöchigen Urlaub in der Sonne? Für die Hochzeit der Schwester? Für eine Verabredung mit dem gutaussehenden Burschen aus dem Büro?), braucht weder Weight Watchers noch Du-darfst-Produkte oder Abnehmpulverchen. Ein paar Wochen in unserem Hause, wenn meine Mutter kocht, genügen da völlig.

Im Ernst, wir haben viel Platz. Rachels Zimmer zum Beispiel steht leer. Wer diese Kur macht, ist nach den zwei Wochen nur noch Haut und Knochen, denn ganz gleich, wie viel Hunger man hat, keiner bringt etwas herunter, das meine Mutter auf den Tisch stellt. Ich verstehe nicht, wieso keine von uns je wegen Unterernährung ins Krankenhaus musste, als wir jünger waren.

Meine Schwestern und ich wurden zum Abendessen gerufen. Wir setzten uns an den Tisch und starrten einige Augenblicke lang schweigend auf den Teller vor uns. Schließlich sagte eine: »Was meint ihr?«

»Könnte es Hühnchen sein?«, fragte Margaret zweifelnd und stocherte vorsichtig mit der Gabel an dem herum, was auf dem Teller lag.

»Also ich hätte auf Blumenkohl getippt«, meinte Rachel (sie ist Vegetarierin) und schlurfte davon, weil es sie würgte.

»Was auch immer es ist, ich rühr es nicht an«, sagte Helen. »Wenigstens weiß man bei Cornflakes, was man hat.« Mit

diesen Worten ging sie und holte sich eine Schüssel Cornflakes.

Bis sich Mum an den Tisch setzte und uns sagte, was es war: »Es ist Colcannon, ihr undankbaren Geschöpfe«, hatten wir alle bereits das Weite gesucht und bemühten uns, in der Küche etwas zu finden, das eher essbar war als dieser Eintopf aus gestampftem Kohl und Kartoffeln.

»Margaret«, rief Mum, weil sie wusste, dass sie die Gehorsamste von uns allen war, »willst du es nicht wenigstens probieren?«

Also führte das brave Mädchen ein wenig davon zum Munde.

»Nun?«, fragte Mum und wagte kaum zu atmen.

»Das sollte man keinem Hund geben«, erklärte ihr Margaret, zu deren Tugenden neben Gehorsam und Unerschrockenheit auch Aufrichtigkeit gehörte.

Nach mehreren Jahren tränenreicher Abendessen und immer höherer Rechnungen für Frühstücksflocken beschloss meine Mutter zur allgemeinen Erleichterung, das Kochen aufzugeben. Wenn dann ihr Mann oder eine ihrer Töchter sagte, sie hätten Hunger, führte sie sie schweigend an der Hand in die Küche und sagte: »Der Gefrierschrank ist voll von Fertiggerichten.« Dann riss sie die Tür weit auf, um die zahlreichen Köstlichkeiten zur Geltung kommen zu lassen. Anschließend führte sie den Betreffenden auf die andere Seite der Küche und sagte: »Und hier ist die Mikrowelle. Freunde dich gut mit diesen beiden Geräten an. Es sind deine besten Verbündeten im Kampf gegen den Hunger in diesem Hause.«

Jetzt verstehen Sie hoffentlich, warum ich so zögerte, die mir von meiner Mutter angebotene Suppe anzunehmen.

Doch das Fantastische daran, dass Mum weder kochte noch Hausarbeit verrichtete, war, dass sie viel Zeit für die wahrhaft wichtigen Dinge im Leben hatte. Täglich sah sie sich durchschnittlich sechs Seifenoperen im Fernsehen an und las pro Woche rund vier Romane – was sie in den Stand ver-

setzte, ihren Töchtern fachkundige Ratschläge zu geben, wenn deren Liebesbeziehungen in die Brüche gingen.

Liebestragödien waren ihr nicht fremd, schon gar nicht australische. Beispielsweise war sie dabei, als Skip (unehelicher Sohn von Brad und einer Krankenschwester, mit der er etwas hatte, als er in Vietnam war) Bronnie heiratete (Halbschwester von Wayne und Scott), diese schwanger wurde und Skip mit Crissie ein Verhältnis anging. Natürlich kam Jeannie (Crissies Stieftochter) dahinter und erzählte Mrs. Goolagong davon (die mit niemandem verwandt war). Mrs. Goolagong stellte Skip bei ein paar Dosen Bier und Knabberzeug im Restaurant *Billy Can* zur Rede. Dabei zeigte sich, dass sich Skip durch die Schwangerschaft ausgeschlossen fühlte und Bronnie über nichts anderes reden konnte als über das Kind. Mrs. Goolagong beruhigte ihn. Skip machte mit Crissie Schluss, versöhnte sich mit Bronnie, Bronnie bekam ein wunderschönes Kind, das sie Shane nannte, und Crissie kehrte mit ihrem Hund Bruce in den Norden des Landes zurück. (Ich glaube, Mrs. Goolagong verlor anschließend ihren Job im *Billy Can* wegen der obengenannten Dosen Bier und des Knabberzeugs während der Arbeitszeit, aber das ist eine andere Geschichte).

Wir saßen in meinem Zimmer, in dem es allmählich dunkel wurde, und hörten zu, wie die Kleine zufrieden atmete.

»Sie ist wunderschön«, sagte Mum.

»Ja«, sagte ich und begann lautlos zu weinen.

»Was ist passiert?«, fragte Mum.

»Ich weiß nicht«, sagte ich. »Ich dachte, alles wäre in Ordnung. Ich dachte, er freute sich ebenso auf das Kind wie ich. Natürlich war die Schwangerschaft auch für ihn nicht einfach. Mir war ständig übel, ich bin dick geworden, und wir sind kaum je miteinander ins Bett gegangen. Aber ich hatte gedacht, er würde das verstehen.«

Mum war wirklich lieb. Sie fing nicht an, mir all den Unsinn zu erzählen, dass Männer ... nun ja ... sie sind anders als wir, mein Kind. Sie haben ... Bedürfnisse ... mein Kind, wie die Tiere. Sie kränkte mich nicht mit dem Verdacht, James

habe das Weite gesucht, weil wir während meiner Schwangerschaft nicht miteinander ins Bett gegangen waren.

»Was soll ich nur tun?«, fragte ich, obwohl mir klar war, dass sie ebensowenig eine Antwort darauf wusste wie ich.

»Du musst es irgendwie hinter dich bringen«, sagte sie. »Mehr kannst du nicht tun. Versuch nicht, einen Sinn darin zu sehen, damit machst du dich bloß verrückt. Der einzige Mensch, der dir sagen kann, warum er dich verlassen hat, ist er selbst, und wenn er nicht mit dir reden will, kannst du ihn nicht dazu zwingen. Vielleicht versteht er es selbst nicht. Aber seine Gefühle kannst du nicht ändern. Wenn er sagt, dass er nicht mehr dich liebt, sondern diese andere, musst du das hinnehmen. Vielleicht kommt er wieder, vielleicht auch nicht, aber du musst damit fertigwerden, so oder so.«

»Aber es tut so weh«, sagte ich hilflos.

»Weiß ich«, sagte sie betrübt. »Und wenn ich dafür sorgen könnte, dass es weggeht, ich täte es, das weißt du.«

Ich sah auf meine kleine Tochter hinab, die so friedlich, so unschuldig, so sicher und so glücklich schlief, und spürte unsäglichen Kummer. Ich wollte, dass sie immer glücklich war. Ich wollte sie unaufhörlich an mich drücken und nie loslassen. Auf keinen Fall sollte sie je die Zurückweisung, die Einsamkeit und Erschütterung spüren, die ich in diesem Augenblick empfand. Ich wollte sie immer vor Schmerzen bewahren. Aber dazu würde ich nicht imstande sein. Das Leben würde für genug Kummer sorgen.

In dem Augenblick wurde die Tür geöffnet, was uns beide aus dem Elend riss, in dem wir versunken waren. Helen kam herein (meine achtzehnjährige, stets lachende jüngste Schwester Helen mit den schrägen Katzenaugen, den kleinen weißen, gleichmäßigen Zähnen und dem langen schwarzen Haar, die es mit Ach und Krach auf die Universität geschafft hatte, wo sie im ersten Jahr so unglaublich brauchbare Fächer wie Anthropologie, Kunstgeschichte und Altgriechisch studierte. Obwohl sie sich grauenhaft aufführte, waren die meisten Menschen von ihr hingerissen, vor allem die Männer, denen sie busla-

dungsweise das Herz brach. Es hätte mich gar nicht gewundert, wenn es statt ›Frech wie Oskar‹ hieße ›Frech wie Helen‹).

»Du hier!«, rief sie aus, als sie ins Zimmer platzte.

»Lass mich mal meine Nichte sehen«, kreischte sie. »Ist ja scharf! Jetzt bin ich also Tante. War es schlimm? Ist es wirklich so, als wenn man versucht, ein Sofa auszukacken? Erzähl, ich wollte immer schon wissen, warum sie das viele Wasser heiß machen und Bettlaken in Stücke reißen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stieß sie mit ihrem Gesicht auf das arme Kind herunter, das prompt vor Schrecken zu schreien begann. Helen nahm es auf und klemmte es sich wie einen Rugbyball unter den Arm, als wollte sie den entscheidenden Punkt für Irland machen.

»Warum schreit sie?«, wollte sie wissen.

Was hätte ich dazu sagen sollen?

»Wie heißt sie?«, fragte sie.

»Claire hat sich noch nicht für einen Namen entschieden«, sagte meine Mutter.

»Doch«, sagte ich, entschlossen, zur allgemeinen Verwirrung beizutragen.

Ich sah Mum an. »Ich hab beschlossen, sie nach deiner Mutter zu nennen.«

»Was!«, kreischte Helen entsetzt auf. »Du kannst sie unmöglich Oma Maguire nennen. Das ist doch kein Name für einen Säugling.«

»Nein, Helen«, sagte ich müde. »Ich nenne sie Kate.«

Sie sah mich einen Augenblick lang an, und das hübsche Näschen kräuselte sich, während es ihr dämmerte.

»Ach so«, sagte sie und lachte. Dann murmelte sie, allerdings nicht besonders leise: »Das ist trotzdem kein Name für einen Säugling.«

Sie gab mir die Kleine zurück, ungefähr so, wie ein Bauer dem Gemüsehändler einen Sack Kartoffeln vom Wagen herunterreicht, dessen Wohlergehen ihm herzlich gleichgültig ist. Dann sagte sie zu meinem Entsetzen: »He, ist James da? Wo ist James?«

Offensichtlich war sie nicht im Bilde. Ich begann zu weinen.

»Gott«, sagte sie erschreckt.

»Warum weint *sie* jetzt?«, fragte sie Mum. Die sah sie lediglich wortlos an und war außerstande, ihr zu antworten.

Sollte man es für möglich halten? Sie weinte ebenfalls.

Verwirrt und voll Abscheu sah Helen zu, wie drei Generationen Frauen aus dem Hause Walsh weinten.

»Was ist mit euch los? Was hab ich denn gesagt? Mum, warum weinst du?«, fragte sie verzweifelt.

Wir saßen aneinandergedrängt auf dem Bett und sahen sie lediglich an, während uns die Tränen über das Gesicht liefen und Kate mit ihrem nagelneuen Namen wie eine Lokomotive brüllte.

»Was wird hier eigentlich gespielt?«, fragte Helen verständnislos.

Wir saßen nach wie vor da und sagten kein Wort.

»Ich geh runter und frag Dad«, drohte sie. Dann biss sie sich auf die Lippe und blieb eine Weile zögernd in der Nähe der Tür stehen, während sie darüber nachdachte. »Aber womöglich fängt der auch noch an zu heulen.«

Schließlich brachte meine Mutter heraus: »Nein, bleib hier, Liebes.« Sie hielt ihr die Hand hin. »Komm und setz dich. Du hast gar nichts getan.«

»Und warum heult ihr dann?«, fragte Helen, während sie zögernd zum Bett der Tränen zurückkehrte.

»Ja, warum weinst *du*?«, fragte ich Mum. Das wollte ich ebenso dringend erfahren wie Helen. Hatte ihr Mann sie etwa vor kurzem verlassen? Musste ihre Windel gewechselt werden?

Keins von beiden traf zu – warum also die Tränen?

»Weil ich gerade an Oma denken musste«, schniefte sie. »Und dass sie ihre erste Urenkelin nicht gesehen hat. Es ist lieb von dir, dass du das Kind nach ihr nennst. Es hätte sie gefreut. Es wäre ihr eine Ehre gewesen.«

Ich hatte ein schrecklich schlechtes Gewissen. Zumindest lebte *meine* Mutter noch. Die arme Mum. Meine Großmut-

